

1,30 DM / Band 38
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 10,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Horror-Reiter

Belgien F 24 / Frankr. F 3,20 / [illegible] L 600 / Luxemb. F 22 / Niederl. f 1,[illegible] / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Die Horror-Reiter

John Sinclair Nr. 38

von Jason Dark

erschienen am 27.03.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Horror-Reiter

Nasse Schneeflocken fielen vom bleigrauen Himmel, tupften gegen die breite Frontscheibe des Bentley und schmolzen sofort. Es war ein widerliches, naßkaltes Wetter. Schneeregen, Kälte, Wind – und ich war unterwegs. Mein Ziel war ein kleines Pfarrhaus, nordwestlich von London, in einem winzigen Ort, der Torrens hieß. Heizung und Gebläse liefen. Die schweren Reifen wühlten den Schlamm des schmalen Wegs auf. Aus dem Radio hörte ich leise Musik.

Eigentlich wollte ich gar nicht mehr um diese Zeit hinausfahren, aber Father Hackmanns Stimme hatte sehr dringend geklungen. Und so fuhr ich am späten Nachmittag meinem Ziel entgegen.

Die Schneewand wurde dichter. Wirbelnde Flocken tanzten im Licht der beiden Scheinwerfer. Noch war der Boden nicht gefroren, so daß der Schnee gleich wieder wegtaute, doch das konnte sich in den nächsten Tagen rasch ändern, dann hatten wir das Chaos auf den Straßen.

Der Weg führte an einer hohen Mauer vorbei. Efeugewächse rankten über die Krone hinweg und strichen gegen das Wagendach. Am Ende der Mauer sollte das Pfarrhaus liegen. Das jedenfalls hatte man mir im Dorf gesagt. Es stimmte. Kirche und Pfarrhaus lagen versteckt hinter hohen Ulmen. Nur der Kirchturm ragte über die Baumkronen hinaus. Ich sah ihn schemenhaft, denn die tanzenden Flocken erschwerten die Sicht. Rechts wurde die Mauer von einem großen, schmiedeeisernen Tor unterbrochen. Ich bremste und ließ den Bentley neben dem Tor stehen.

Dann stieg ich aus. Dumpf schnappte die Wagentür ins Schloß. Nasse, dicke Schneeflocken trafen mein Gesicht. Der Wind kam von der Seite. Er biß in die Haut. Ich stellte den Mantelkragen hoch. Mein Burberry hielt die Nässe ab. Ich schaute durch die Torgitter und sah Licht schimmern. Links von der Kirche. Der Pfarrer war also zu Hause.

Ich drückte die Klinke und fand das Tor verschlossen. Dafür entdeckte ich in der Wand einen Klingelknopf.

Ich schellte.

Einen elektrischen Türöffner oder eine Gegensprechanlage gab es nicht. Der Pfarrer kam selbst, um zu öffnen. Er hatte sich einen weiten Mantel über die Schultern gehängt. Die Kapuze ließ nur das Gesicht frei.

Der Pfarrer schloß auf.

»Mein Name ist John Sinclair«, stellte ich mich vor. »Sie haben mich angerufen, Father.« Während des Sprechens schaute ich auf ihn hinab. Er war ziemlich klein.

»Ah ja. Ich freue mich, daß Sie da sind. Kommen Sie doch herein. Rasch.« Er zog mich am Arm. »Die anderen Klatschmäuler brauchen nicht unbedingt zu wissen, daß ich Besuch habe.«

Ich trat durch das Tor. »Aber ich habe bereits im Dorf nach dem Weg gefragt.«

»Ist auch nicht mehr zu ändern.«

Wir gingen zum Pfarrhaus. Der Weg war mit Kies bestreut.

Es knirschte unter unseren Füßen. Der weiße Flockenwirbel hüllte uns ein. Der Schnee schmolz zu kleinen Tropfen auf dem wasserabweisenden Mantel.

Ich war wirklich gespannt, was der Pfarrer von mir wollte.

Am Telefon hatte er nichts Konkretes gesagt, doch mein Gespür sagte mir, daß ich am Beginn eines heißen Falls stand.

Vor der Kirche bogen wir ab. Das Pfarrhaus wirkte direkt winzig

gegenüber dem riesigen romanischen Bau.
»Wie alt ist die Kirche?« fragte ich.
»Fast tausend Jahre«, lautete die stolze Antwort.
Ich empfand Ehrfurcht vor dem Bauwerk.
Der Pfarrer hatte die Tür seines Hauses nur angelehnt. Der Wind drückte sie auf und fegte Flocken hinein.
Schnell betraten wir das Haus.
Die Zimmer waren klein, aber gemütlich. Da alle Türen offenstanden, konnte ich von der schmalen Diele aus in die einzelnen Räume blicken.
»Wollen Sie nicht ablegen?« fragte der Pfarrer. Ich zog den Mantel aus.
Father Hackmann ging vor in sein Arbeitszimmer. Es war eine kleine Bibliothek. An den Wänden standen Regale. Sie reichten bis zur Decke und waren vollgestopft mit Büchern. Wenn der Pfarrer hinter dem Schreibtisch saß, konnte er durch das Fenster auf die Kirche schauen. Zwei Stehlampen verbreiteten ein gemütliches Licht. In einer Ecke stand der Kohleofen. Durch ein Sichtfenster sah ich den Koks glühen.
Erst jetzt konnte ich den Pfarrer genauer betrachten. Er war schon alt. Ich schätzte ihn auf mindestens siebzig Jahre. Seine Haut zeigte zahlreiche Falten, aber die blauen Augen blickten klar und wach. Er trug einen dunklen Anzug und darunter einen schwarzen Pullover.
Aus einem Schrank holte Father Hackmann eine Weinflasche. Sie hatte kein Etikett und war zur Hälfte mit einer dunklen Flüssigkeit gefüllt.
»Das ist Selbstgebrannter«, verkündete Father Hackmann stolz. »Möchten Sie ein Gläschen?«
Ich wollte nicht unhöflich sein. »Eins kann ich verantworten.«
Der Pfarrer lächelte. »Ich weiß, Sie müssen noch fahren.«
Das Getränk schmeckte gut. Es war ein Aufgesetzter. Bill Conolly, mein alter Freund, hatte dafür vor Jahren mal einen Spezialausdruck geprägt. Schrebergartenwhisky.
Wir hatten an einem runden Tisch Platz genommen, und nachdem die Gläser leer waren, kam der Pfarrer zur Sache. »Ich darf voraussetzen, Mr. Sinclair, daß Sie an Dämonen glauben?«
»Ja.«
»Ich als Geistlicher weiß natürlich auch, daß es das Böse gibt. Es ist einfach da und auch nicht wegzudiskutieren. Ich habe mir nur nie vorstellen können, wie es sich darstellt, bis ich vor drei Tagen damit konfrontiert worden bin. Jemand brachte mir einen alten Freund. Pater Emilio Zagallo. Wir haben zusammen studiert, uns hin und wieder geschrieben, doch dann ist der Pater in ein Kloster gegangen und hat dort gearbeitet. Das Kloster liegt in den Pyrenäen, auf einem Berggipfel, ziemlich einsam und von der Welt völlig abgetrennt.

Ebenso leben die Mönche. Sogar begraben werden sie dort oben. Man weiß nicht, was hinter den Mauern geschieht. Ich möchte darüber auch keinen Kommentar abgeben. Nun ist es meinem Freund Emilio Zagallo gelungen, aus diesem Kloster zu fliehen. Aber er ist ein anderer Mensch. Als er hier ankam, war er fertig.«

Ich runzelte die Stirn. »Wieso?«

Der Pfarrer stand auf. »Kommen Sie mit, Mr. Sinclair, ich will Sie zu ihm fuhren.« Der Pfarrer ging zur Tür.

Kurz davor wandte er noch einmal den Kopf. »Aber erschrecken Sie nicht. Er – er sieht wirklich nicht gut aus.«

»Ich werde mich zusammenreißen.« Über eine Holztreppe stiegen wir in die erste Etage. Die Stufen knarrten.

Oben mußte ich den Kopf einziehen.

Der Pfarrer lächelte. »Ja, ja, wenn man groß ist, hat das auch manchmal seine Nachteile.«

»Sie sagen es.«

Vor einer schmalen Tür blieben wir stehen. Sie war graugrün lackiert. Bevor der Pfarrer die Tür öffnete, bemerkte ich den eigentümlichen Geruch. Ich konnte ihn nicht genau identifizieren, glaubte aber, so etwas wie Schwefel oder Moder zu schmecken.

Meine Nackenhaare stellten sich auf. Unwillkürlich tastete ich nach meiner mit Silberkugeln geladenen Beretta. Sie steckte wie immer im Schulterholster. Pfarrer Hackmann hatte meinen Griff bemerkt.

Er lächelte. »Sie brauchen keine Angst zu haben, Mr. Sinclair. Pater Emilio tut Ihnen nichts, nichts mehr«, fügte er bedeutungsvoll hinzu.

Zweimal drehte er den Schlüssel herum. Dann stieß er die Tür auf. Ich ließ ihn vorgehen.

Rechts an der Wand befand sich der Lichtschalter. Der Pfarrer drehte ihn herum. Die Lampe an der Decke gab einen milchig trüben Schein ab. Er leuchtete auch das alte Metallbett aus, auf dem Emilio Zagallo lag.

»Treten Sie näher«, flüsterte der Pfarrer und winkte mir zu. Auf Zehenspitzen ging ich ins Zimmer. Erst jetzt sah ich, daß der Mann auf dem Bett gefesselt war. Arme und Beine waren mit Stricken an die jeweiligen Pfosten gebunden.

»Es mußte sein«, flüsterte der Pfarrer, als er meinen verwunderten Blick bemerkte.

Dann stand ich neben dem Bett. Father Hackmann war etwas zur Seite getreten, so daß ich freies Sichtfeld auf Pater Emilio hatte. Im nächsten Augenblick erschrak ich bis ins Mark!

***

Der Mann sah fürchterlich aus. Er mochte ungefähr so alt sein wie Father Hackmann, hatte das gleiche schlohweiße Haar wie er, doch

damit endeten die Gemeinsamkeiten. Das Gesicht war es, das mir einen Schock versetzte. Die Haut auf der rechten Hälfte sah aus, als wäre sie mit Säure übergossen worden. Sie bestand nur aus einer zusammengedrückten, verschrumpelten Masse, die sich vom Kinn bis hoch zum Stirnansatz zog. Auch das Auge war in Mitleidenschaft gezogen worden. Es hatte keine Pupille mehr, sondern wirkte wie eine gläserne, übergroße Murmel. Die Hälfte der Nase war überhaupt nicht mehr vorhanden, und wo normalerweise bei einem Menschen die Lippen sitzen, befand sich ein Loch.

Ich riß mich zusammen und beugte mich weiter über ihn. Die linke Gesichtshälfte sah völlig normal aus. Zwar hatte das Alter dort auch seine Spuren hinterlassen, aber mit siebzig Jahren zeigte die Haut nun nicht mehr die Frische der Jugend. Der Mann war nicht tot. Er atmete schwer und seufzend. Sein gesundes Auge mußte uns sehen, doch es zeigte keine Reaktion.

Ich stellte mich wieder aufrecht hin. Sekundenlang schaute ich den Pfarrer an. Niemand von uns sprach.

»Was ist mit ihm geschehen?« fragte ich und unterbrach das Schweigen.

Mit einer resignierend anmutenden Geste strich sich der Pfarrer über sein Gesicht. »Das ist eine lange Geschichte«, murmelte er. »Ich kenne sie auch nicht genau. Mir sind nur Bruchstücke davon bekannt. Eben das, was ich von ihm gehört habe.«

»Und das war nicht sehr erfreulich?« vermute ich.

»Nein, Mr. Sinclair. Ganz und gar nicht.«

»Was ist mit seinem Gesicht passiert?« wollte ich wissen.

»Es ist ja nicht nur das Gesicht«, erwiderte der Pfarrer, »sondern die gesamte Körperhälfte. Ich meine, daß es die Rache der Dämonen ist. Er hat die Mächte der Finsternis herausgefordert und muß dafür nun büßen.«

»Wissen Sie Näheres?« fragte ich.

Der Pfarrer wurde einer Antwort enthoben, da Pater Zagallo anfing zu sprechen. Vielmehr war es nur ein Lallen, denn Worte konnten wir kaum verstehen. Wir mußten uns schon die einzelnen Sätze zusammenreimen. Wir traten näher an das Bett.

Wie tot lag der Pater auf der zerschlissenen Matratze. Das linke Auge lebte, die Pupille schien zu tanzen, während das rechte Auge starr gegen die Decke stierte. »Sie – sie kommen«, keuchte er. »Sie – sie sind schon da. Gefahr. Das Kloster – dem Bösen – verschrieben – Tor – das Tor…«

Er murmelte noch einige Worte, die ich nicht richtig verstehen konnte. Dann aber bäumte sich sein Körper auf, und der Pater begann zu schreien.

»A-e-b-a!« keuchte er. »A-e-b-a – A-e-b-a…« Er betonte jeden

einzelnen Buchstaben.
Immer wieder rief er das Wort. Dabei brach ihm der Schweiß aus. Wie eine zweite Haut lag er auf seiner Stirn, doch der Pater hörte nicht auf. »A-e-b-a! A-e-b-a!« Er kreischte und tobte.
Der Priester schaute mich an. »So schlimm war es noch nie«, flüsterte er.
Ich wandte meinen Blick nicht von dem Bett. Emilio Zagallo wand sich in den Fesseln. Er bäumte sich auf, bog den Rücken durch, schrie und geiferte.
Und immer wieder rief er diese vier Buchstaben, bis der Speichel vor seinen Lippen sprühte und zu kleinen Bläschen zerplatzte.
Plötzlich sank er zusammen. Von einem Augenblick zum anderen geschah dies. Pater Zagallo fing an zu weinen. Das Schluchzen schüttelte seinen Körper regelrecht durch.
Für mich bestand kein Zweifel. Dieser Mann war besessen!
Nicht zum erstenmal in meinem Leben erlebte ich einen Besessenen. Die Frage stellte sich nur, ob der Pater von einem Dämon besessen war oder ob ihn der Satan beherrschte.
Es gab Fälle, da suchten sich Dämonen Wirtskörper aus. Meistens gehörten diese Dämonen zur unteren Kategorie. Sie hatten nicht den Einfluß, um das Bewußtsein des Menschen permanent zu verändern, sondern nur hin und wieder. Deshalb kam es auch zu den unregelmäßigen Anfällen. Dann drang der Dämon wieder an die Oberfläche, und der Besessene mußte sich Luft verschaffen. Wie bei Pater Zagallo.
Father Hackmann kniete neben dem Bett nieder und sprach Gebete. Dabei holte er einen Rosenkranz hervor und ließ die einzelnen Perlen durch die Finger gleiten. Doch Pater Emilio gehorchte ihm nicht. Er tobte nur noch schlimmer. Schrie und jaulte.
Er stieß Drohungen aus, die schlimm waren und der Welt den Untergang versprachen. Zwischendurch fiel immer wieder das eine Wort, das ich nicht verstand. AEBA.
Was bedeutete das? Ich zerbrach mir den Kopf, während ich auf den Pater hinabschaute.
Als ich sah, daß Father Hackmanns Gebete keinen Erfolg hatte, zog ich mein Kreuz über den Kopf, trat an das Bett und ließ das Kreuz vor Pater Emilios Augen pendeln.
Seit kurzem wußte ich, was die rätselhaften Zeichen an den Enden des Kreuzes zu bedeuten hatten. Es waren die Anfangsbuchstaben der vier Erzengel. Michael, Gabriel, Raphael und Uriel. Sie hatten dieses Kreuz geweiht. Deshalb wirkte es auf Dämonen wie ein rotes Tuch. Die Diener der Finsternis mußten meiner Meinung nach die Strahlen spüren, die von diesem Kreuz ausgingen. Erst vor kurzem hatte ich erlebt, wie das Kreuz in Verbindung mit einem uralten Eichenpfahl

Draculas Neffen vernichtet hatte. Es war eine Szene, die ich nie in meinem Leben vergessen würde.

Hin und her pendelte das Kreuz, schwang einmal nach rechts, dann wieder nach links. Und der Blick des abtrünnigen Priesters wurde wie magisch von dem Kreuz angezogen.

Sein Schreien verebbte langsam, wurde immer leiser und erstarb schließlich ganz. Nur noch die keuchenden Atemzüge erfüllten das kleine Zimmer unter dem Dach.

Überrascht blickte mich Father Hackmann an. Er stand auf, schüttelte ungläubig den Kopf und fragte mit erstaunter Stimme: »Wie haben Sie das gemacht?«

Ich lächelte. »Mein Geheimnis, und ich möchte es auch für mich behalten. Nur soviel sei gesagt: Dieses Kreuz ist wohl das Wertvollste, was ich besitze, und ich würde es für kein Geld der Welt hergeben.«

»Ich verstehe Sie«, erwiderte der Pfarrer.

Er warf einen Blick auf den jetzt merklich ruhiger gewordenen Pater Emilio. »Was – was sollen wir mit ihm machen?«

Darauf wußte ich keine Antwort. Aber ich hatte noch einige Fragen an den Pfarrer, die ich jedoch nicht in dem Zimmer stellen wollte.

»Lassen Sie uns nach unten gehen«, bat ich.

»Wie Sie wünschen.«

Der Pfarrer schloß die Tür ab, und wir begaben uns wieder in sein Arbeitszimmer. Mittlerweile war es draußen dunkel geworden. Es hatte nicht aufgehört zu schneien. Nach wie vor klatschten die Flocken gegen die Scheibe. Sie schmolzen und vereinigten sich zu Rinnsalen, die an dem Glas nach unten liefen.

»Möchten Sie noch einen Schluck?« Der Pfarrer bot mir von seinem Aufgesetzten an.

»Aber nur ein halbes Glas.«

Father Hackmann schenkte ein, und wir tranken schweigend.

Eine Frage brannte mir schon lange auf der Zunge, und ich stellte sie schließlich. »Was bedeutet Aeba?«

Der Pfarrer hob die Schultern. »Tut mir leid, Mr. Sinclair, ich weiß es nicht.«

»Aber das Wort hat er schon öfter genannt?«

»Ja.«

»Haben Sie sich nie Gedanken darüber gemacht, was es heißen könnte?« hakte ich nach.

Der Pfarrer nickte. »Schon – nur habe ich keine Erklärung gefunden.«

Er deutete mit dem Arm ringsum. »Sehen Sie sich diese Bücher hier an. Alle habe ich durchgeblättert, doch in keinem habe ich den Namen gefunden.«

Meine Blicke flogen über die Buchrücken. Soweit ich sie lesen konnte, handelte es sich um Werke der christlichen Literatur.

Doch Pater Emilio hatte das Wort regelrecht ausgespien, so daß ich zwangsläufig annehmen mußte, daß es sich dabei um ein Synonym des Bösen handelte.

Ich sprach den Pfarrer darauf an. »Ein Buch über Dämonologie besitzen Sie nicht zufällig?«

»Nein.«

»Das ist schade.«

»Glauben Sie, daß Sie dort eine Erklärung für dieses Wort Aeba finden?«

»Ich nehme es zumindest an.«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. »Bücher über Dämonologie sind Teufelswerk, und ich möchte sie in meiner Bibliothek nicht haben. Sie müssen das verstehen. Ich weiß nicht, was die Mitglieder meiner Gemeinde sagen, wenn sie ein solches Buch bei mir sehen.«

Ich lächelte. »Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Herr Pfarrer, es war nur eine Frage.«

»Natürlich.«

Meine Neugierde war noch längst nicht gebrochen. Ich wollte mehr über Emilio Zagallo wissen und erkundigte mich bei Father Hackmann, in welchem Kloster er gelebt hatte.

»In einem spanischen.«

»Genauer. Wo liegt das Kloster?«

»Irgendwo in den Pyrenäen.«

»Ja, das sagten Sie bereits. Wissen Sie den Namen?« hakte ich nach. »Den Ort, meine ich?«

Der Pfarrer wartete mit der Antwort. Er runzelte mehrmals die hohe Stirn und meinte dann: »Die Pyrenäen sind groß, und das Kloster ist nicht sehr bekannt. Nicht so wie dieses Touristenkloster Montserrat. Es liegt auch mehr nach Westen hin…«

Ich drängte nach. »Überlegen Sie genau, Father. Denken Sie nach. Ich bitte Sie…«

Er wand sich, murmelte manchmal ein paar Worte und schüttelte dann wieder den Kopf. »Ich komme einfach nicht darauf. Es tut mir leid. Wirklich.«

Ich wechselte das Thema. »Wer hat Pater Emilio hergebracht?«

»Ein Fremder.«

»Von dem Sie nicht wissen, wo er wohnt?«

»Nein. Er sprach auch nur sehr schlecht unsere Sprache. Der Pater und er redeten spanisch. Der Mann hieß, so glaube ich, Ortega. Ja, jetzt fällt es mir wieder ein. Sogar der Vorname ist mir bekannt. Juan. Juan Ortega.«

Ich atmete auf. »Wenigstens etwas«, sagte ich. »Und an den Namen des Kloster können Sie sich nicht erinnern?«

Der Pfarrer stützte das Kinn in beide Hände. »Was glauben Sie, wie

oft ich mir über diesen Namen schon den Kopf zerbrochen habe.«

Ich ließ ihn in Ruhe, griff nach den Zigaretten und zündete mir ein Stäbchen an.

Es war still im Zimmer. Hin und wieder knackte im Ofen ein Stück Holz. Dann stoben die Funken nach allen Seiten weg.

Meine Blicke wanderten. Neben dem Fenster hing ein prächtiges Kreuz. Es war aus Eichenholz und zeigte eine aus Elfenbein geschnitzte Christusfigur. Das Kreuz mußte sehr wertvoll sein.

Plötzlich schlug der Pfarrer mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Himmel!« rief er. »Ich hab’s!«

»Und?«

»Das Kloster heißt Monte Terrano!«

Ich hob die Augenbrauen. »Der Erdenberg? Ein seltsamer Name für ein Kloster, finden Sie nicht auch, Father?«

Er hob die Schultern.

»Ich vermisse die christliche Beziehung des Namens«, erklärte ich. »Das ist es, was mich stutzig werden läßt.«

»Meinen Sie, das Kloster wäre entweiht worden?«

»Es ist zumindest nicht völlig auszuschließen«, erwiderte ich. »Oft werden Kirchen entweiht und für Schwarze Messen mißbraucht. Warum sollte aus einem Kloster nicht ein Hort des Satans werden?«

»Aber das ist Blasphemie. Gotteslästerung.«

»Stimmt. Doch glauben Sie mir, Father, ich habe in meinem Leben schon sehr viel erlebt. Ich kenne beide Seiten. Die gute und die böse, und ich glaube, daß es manchmal Dinge gibt, wo die Grenzen fließend sind. Wo Gut und Böse ineinandergreifen, wo eine direkte Trennung nicht mehr möglich ist.«

»Ja«, sagte der Pfarrer, »da ist etwas Wahres dran, glaube ich. Nur fällt es mir schwer, dies zu begreifen. Wenn ich nicht genau wüßte, daß Sie ein Mensch sind, dem man vertrauen kann, würde ich Sie hinauswerfen.«

Ich lächelte. »Woher wollen Sie wissen, daß man mir vertrauen kann?«

Father Hackmann schaute mich mit seinem klaren Blick an. »Ich habe Ihren Namen von einem mir sehr gut bekannten Pfarrer. Damals ging es in einem Dorf namens Brickaville um eine dort auftretende Geistererscheinung…«

»Ja, das stimmt, ich habe mich mit Ihrem Kollegen auch sehr gut verstanden. Er war mir übrigens eine große Hilfe.«

»Aber was halten Sie von diesem Fall?« fragte Father Hackmann. »Ich kann hinter all dem kein System entdecken.«

»Was dahintersteckt, werde ich wissen, wenn ich herausgefunden habe, was der Begriff Aeba bedeutet.«

»Sie sind da sehr optimistisch.«

»Das muß man in meinem Job sein.«

Der Pfarrer schenkte sich noch ein Gläschen ein. Ich lehnte ab, als er mir von dem Selbstgebrannten anbot.

»Um einen Rat möchte ich Sie noch bitten, Mr. Sinclair.«

»Sprechen Sie sich aus.«

»Was soll ich mit Pater Emilio Zagallo machen?«

Er hatte eine ehrliche Frage gestellt, und ich gab auch eine ehrliche Antwort.

»Das weiß ich leider nicht, Father. Er ist kein Fall für das Krankenhaus, aber auch nicht für eine Anstalt.«

»In solchen Fällen sagt man Pflegefall«, meinte er.

»So wird es wohl sein«, erwiderte ich.

Das Telefon schrillte. Es war noch ein alter, schwarzer Klingelkasten, und er stand auf einem Regal.

»Entschuldigen Sie mich.«

Der Pfarrer ging hin und hob ab. Er meldete sich, lauschte und machte mir dann ein hastiges Zeichen, zu ihm zu kommen. Rasch war ich bei ihm.

Father Hackmann hielt den Hörer so weit vom Ohr weg, daß ich mithören konnte. Und es waren Worte, die mir einen Schauer über den Rücken trieben und gleichzeitig bestätigten, wie tief ich schon in der Sache drinsteckte.

Die Stimme klang rauh, wütend und kalt zugleich. »Hütet euch!« zischte der Anrufer. »Hütet euch, und laßt Emilio in Ruhe. Denn er ist ein Abtrünniger, den wir bestrafen werden. Aeba wird kommen. Aeba ist schon da. Ihr wißt es nur nicht. Flieht aus dem Haus und laßt ihn in Ruhe, denn er wird sterben. Er muß sterben. Er hat sich gegen Aeba gestellt und ist bestraft worden.«

Ich nahm dem Pfarrer den Hörer aus der Hand. »Wer sind Sie?« rief ich scharf. »Sagen Sie Ihren Namen. Sofort!«

Der Unbekannte lachte nur hämisch. Dann unterbrach er die Verbindung, bevor ich noch weitere Fragen stellen konnte.

»Die haben was mit Pater Emilio vor«, flüsterte der Pfarrer.

Er schaute mich mit großen Augen an.

Ich legte den Hörer auf die Gabel und nickte. »Ja, das glaube ich auch.«

»Und was soll ich tun?«

Ich lächelte. »Sie gar nichts, Father. Ich bin ja bei Ihnen. Sollten es die Dämonen tatsächlich wagen, hier einzudringen, werde ich ihnen schon den nötigen Empfang bereiten.«

Ich ging wieder zum Tisch zurück. »Außerdem glaube ich nicht, daß sie in dieses Haus hier gelangen.«

»Und warum nicht?«

»Weil dies ein christliches Haus ist und der Geist des Herrn hier

wohnt.«
»Aber Sie sagten doch selbst, daß Schwarze Messen in Kirchen gefeiert werden.«
»Dann waren diese vorher entehrt. Und das ist hier nicht der Fall.«
Der Pfarrer verstand. Ich sah es seinem Gesicht an, daß ihm ein Stein vom Herzen gefallen war.
»Sie sind wirklich ein Spezialist«, lobte er mich.
»Das macht die Erfahrung«, schwächte ich ab.
»Aber nun sind wir immer noch nicht weiter.«
Father Hackmann hatte sichtlich Mühe, die Nerven zu bewahren. Fahrig strich er durch sein Gesicht.
»Wenn ich die Worte am Telefon richtig verstanden habe, so entnehme ich daraus eine Morddrohung.«
Ich konnte die Vermutung des Pfarrers nur bestätigen.
»Aber das können wir doch nicht zulassen, Mr. Sinclair. Wir müssen diesen Menschen schützen.« Der Pfarrer atmete tief ein. »Auch wenn er ein Verirrter ist. Menschenleben sind gleich, da gibt es keine Unterschiede.«
»Ich bin froh, daß Sie so denken«, sagte ich.
»Haben Sie eine andere Denkweise erwartet, Mr. Sinclair?«
Ich winkte ab. »Lassen wir das.«
Der Pfarrer wollte noch etwas sagen, stutzte aber dann.
»Was ist?« fragte ich, als ich sein angespanntes Gesicht sah.
Father Hackmann deutete zur Decke hoch. »Da oben – ich glaube, Emilio hat sich bemerkbar gemacht. Ich habe ein Poltern gehört. Wir müßten nachsehen.«
»Sie nicht«, wehrte ich ab.
»Aber…«
»Keine Widerrede.« Ich stand bereits an der Tür. Da hörte ich das Geräusch ebenfalls. Es war nicht nur ein Poltern, sondern auch ein gräßliches Stöhnen. Und dann ein Schrei!
Hart und guttural klang er. Und unmenschlich. So, als hätte ihn ein Tier ausgestoßen. Aber er stammte von einem Menschen, da war ich mir völlig sicher.
Ich sprintete die schmale Treppe hoch, erreichte den Flur unter dem Dach, zog wegen der niedrigen Decke instinktiv den Kopf ein und vergaß, das Licht anzuschalten. Im Dunkeln tastete ich mich weiter, denn die Helligkeit aus den unteren Räumen reichte längst nicht bis zu mir.
Urplötzlich tauchte der Kerl vor mir auf. Ich erschrak, weil ich damit nicht gerechnet hatte.
Grün leuchtete die rechte Gesichtshälfte des Paters, und das Auge stach daraus wie ein weißer Kreis hervor. Es war ein Anblick, der mich abstieß und schockte.

Deshalb überraschte mich auch der ungeheuer wuchtige Schlag. Oberhalb der Gürtellinie wurde ich getroffen und zurück katapultiert.

Ich versuchte noch, mich zu fangen, doch da war bereits die oberste Treppenstufe. Ich trat ins Leere.

Die Stufen waren hoch und kantig. Ich kugelte wie ein lebloser Gegenstand die Stufen hinab. Instinktiv schützte ich meinen Kopf mit Armen und Händen. Im Unterbewußtsein vernahm ich Father Hackmanns Entsetzensschrei, dann hatte ich die verdammte Treppe hinter mir.

Noch einmal überschlug ich mich und blieb gekrümmt wie ein Fragezeichen liegen.

In meinem Kopf spürte ich einen stechenden Schmerz, auf der Stirn schwoll langsam eine Beule an. Pater Emilio folgte mir. Mit schweren Schritten stieg er die Stufen herab und hatte die Treppe bereits hinter sich gebracht, als ich begann, mich aufzurichten.

Im Sitzen griff ich zur Waffe. Pater Emilio schritt an mir vorbei.

Ich ließ die Beretta sinken und steckte sie wieder weg. Nein, ich konnte nicht schießen, nicht auf einen Unbewaffneten.

Father Hackmann aber war wesentlich mehr geschockt als ich. Bis zu seinem Schreibtisch wich er zurück. Dabei schlug er hastige Kreuzzeichen und rief immer wieder: »Weiche, Satan, weiche…«

Dann fiel sein Blick auf das Kreuz an der Wand. Mit einer raschen Bewegung hob er es ab, hielt es mit beiden Enden fest und streckte Pater Emilio die Christusfigur entgegen.

Der Mann zuckte zusammen. Sein verzerrter Gesichtsausdruck zeigte mir, daß er Schmerzen oder innere Qualen verspüren mußte. Flehend streckte er beide Arme aus. Die Lippen bewegten sich, formten Worte. »Hilf, Dios hilf…«

Ich hatte mich erhoben und erstarrte förmlich. In dem Mann mußte eine regelrechte Hölle toben. Die grüne Gesichtsfarbe trat etwas zurück, doch die Verschrumpfung der Haut blieb. Zwei Seelen kämpften in seiner Brust. Wie würde er sich entscheiden?

Plötzlich schüttelte er den Kopf.

»Nein!« brüllte er und schlug mit den Händen wild um sich. »Aeba – Aeba…«

Das Böse in ihm war stärker. Oder es hatte ihn erreicht, um ihn zurückzuholen.

Wieder brüllte er los. »Aeba! Aeba!«

Er torkelte auf den Tisch zu, und Pfarrer Hackmann brachte sich schnell in Deckung. Mit der Faust schlug der Pater auf den Tisch, so daß es dröhnte. Dann drehte er sich um die eigene Achse und starrte mich an.

Wieder leuchtete die rechte Gesichtshälfte grün. Die Haut zuckte permanent. Speichel troff aus seinem Mund. Leicht vorgebeugt stand

er da.

»Aeba – Satanas – Aeba…«

Wenn ich nur gewußt hätte, was dieses verdammte Wort zu bedeuten hatte, dann wäre mir wohler gewesen.

Ich versuchte es einfach, schritt auf den Pater zu und fragte: »Was ist Aeba?«

Er hob den rechten Arm. Auch die Hand war verkrüppelt und zeigte eine grüne Farbe.

»Was ist A-e-b-a?« herrschte ich ihn an. »Rede! Ich will es endlich wissen!«

Wie ein Fallbeil schlug die Hand nach unten. Ich konnte mich gerade noch zur Seite drehen, so daß mich die Hand nur streifte. Sie war schwer wie Blei.

Dieser Mann war kein Mensch mehr. Er war zu einem Dämon geworden, und ich nahm an, daß er innerlich versteinerte. Auf der linken, menschlichen Gesichtshälfte spiegelte sich die Qual wider, weil sein Inneres zerrissen wurde.

Ich war gerade noch zum richtigen Zeitpunkt gekommen. Denn jetzt hatte sich dieser Pater in einen Dämon verwandelt. Noch immer brachte ich es nicht fertig, meine Waffe zu ziehen. Ich konnte einfach nicht auf ihn schießen. Wenn es eben ging, wollte ich ihn retten.

Er rannte vor. Dabei hielt er den Kopf leicht gesenkt. Ich wollte ihn stoppen, doch er stieß mich einfach zur Seite. Sein Ziel war die Tür. Er riß sie auf und verschwand nach draußen.

Sofort nahm ich die Verfolgung auf. Ich tauchte in den Schneewirbel ein. Der Pfarrer lief hinter mir her, doch ich bedeutete ihm, ins Haus zurückzugehen.

Jetzt ärgerte ich mich, daß ich keine Taschenlampe bei mir hatte. Dunkelheit und tanzende Flocken machten eine Sicht so gut wie unmöglich. Innerhalb von Sekunden war ich mit einer weißen Schicht bedeckt.

Pater Emilio war nach rechts verschwunden, soviel hatte ich noch gesehen. Also wandte ich mich in die gleiche Richtung.

Ich kam vom Weg ab und schritt über eine nasse, glitschige Wiese. Zwischen Kirche und Pfarrhaus wuchs ein Strauchgürtel. Dort irgendwo mußte sich der Pater versteckt halten.

Das hatte er auch.

Plötzlich sah ich seine Gestalt vor mir hochwachsen. Doch im selben Moment ereignete sich auch noch etwas anderes. Ein hohes Pfeifen lag auf einmal in der Luft. Grell schnitt es in meine Ohren. Ich drehte mich um, suchte nach der Ursache des Geräuschs und sah die unheimliche Gestalt, die aus den Wolken zu kommen schien. Es war ein Reiter!

Er wurde von den Schneeflocken umtanzt, jagte mit ungeheurer

Geschwindigkeit näher, saß auf einem pechschwarzen Pferd und schwang ein blitzendes Schwert. Dann ging alles rasend schnell. Der unheimliche Reiter visierte das Gebüsch an, hinter dem sich der Pater versteckt hatte. Ein gewaltiger Streich mit dem Schwert. Flammen, bläulich knisternd und zuckend, schlugen plötzlich aus dem Boden hoch.

Und inmitten des Flammeninfernos stand Pater Emilio. Hoch riß er die Arme. Seinen Mund hatte er zu einem lautlosen Schrei geöffnet, während das Höllenfeuer ihn umtanzte.

Der Reiter fegte durch die Flammenwand hindurch. Für Bruchteile von Sekunden sah ich ihn ganz deutlich. Er trug eine lederartige schwarze Rüstung, einen Kopfschutz und eine rote Halbmaske, die den oberen Teil seines Gesichts bedeckte.

Noch einmal führte er einen Schwertstreich. Pater Emilio sackte zusammen. Hoch schlugen die Flammen und blendeten mich, so daß ich die Arme vor das Gesicht reißen mußte.

Dann war alles vorbei. Ruhig, als wäre nichts geschehen, lag der Garten wieder vor mir. Mir war nicht einmal die Zeit geblieben, auf den Reiter zu feuern, so rasch ging alles.

Schnell lief ich auf den Ort zu, wo Pater Emilio gestanden hatte. Die Erde war dort nicht verbrannt. Alles wirkte normal, als hätte es überhaupt kein Feuer gegeben.

Und doch war das Gegenteil der Fall.

Denn von Pater Emilio sah ich keine Spur mehr. Er hatte sich buchstäblich aufgelöst…

***

Einige Zeit stand ich wie ein Denkmal in der Kälte. Die unzähligen Flocken umtanzten mich. Sie legten eine weiße Haube auf meine Schultern und mein Haar. Im Gesicht schmolzen sie zu Tropfen, die an der Haut entlangrannen. Sehr deutlich hatte ich den Reiter gesehen, und auf einmal wurden Erinnerungen in mir wach. Amerika – Arizona – Maringo, der Höllenreiter. Wie ein Film liefen die Bilder an meinem geistigen Auge vorbei. Es war ungefähr ein halbes Jahr her. Der Spuk, einer meiner Hauptgegner, hatte mich in eine teuflische Falle gelockt. In seinem Reich war ich gefangen und hatte dort die vier Reiter kennengelernt.

Die Todesboten der Apokalypse.

Sie lauerten im Reich der Schatten, um dann losgeschickt zu werden, wenn dem Spuk Gefahr drohte. Mußte ich jetzt wieder gegen ihn kämpfen? Gegen einen Dämon, der sich selbst als Hüter der Schwarzen Seelen bezeichnete? Fast sah es so aus, denn der Reiter, den ich gesehen hatte, hatte große Ähnlichkeit mit einem der apokalyptischen Boten. Bisher war ich der Meinung, daß sie nicht in

die sichtbare Welt kommen würden, aber da hatte ich mich bestimmt getäuscht.

Dann mußte demnach zwischen dem geheimnisvollen Wort Aeba, dem Kloster in den Pyrenäen und dem Reiter ein unmittelbarer Zusammenhang bestehen. Und noch etwas fiel mir jetzt auf.

Der Reiter hatte auf seiner gepanzerten Brust ein flimmerndes A gehabt. Aeba fing auch mit dem Buchstaben A an.

Die Stimme des Pfarrers riß mich aus meinen Gedanken. »Ist Pater Emilio tot?«

Ich wandte mich um und wischte mir ein paar Schneeflocken aus den Augen. »Ich nehme an, daß er tot ist, auf jeden Fall ist er verschwunden.«

Der Pfarrer schüttelte sich. Es konnte die Kälte, aber auch die Nachwirkung des eben Gehörten sein.

»Wieso verschwunden?«

Ich erzählte es ihm.

»Mein Gott, das ist ja schrecklich«, flüsterte Father Hackmann. »In was bin ich da nur hineingeraten?«

Niemand verstand den Pfarrer besser als ich. Es war für einen Unbedarften immer schwer zu begreifen, daß es noch etwas anderes gab. Etwas, das zwischen den Dingen lag, die uns die Schulweisheit lehrte. Und gerade ein Pfarrer hatte es besonders schwer, diese Dinge zu verstehen. Father Hackmann wollte eine Erklärung, doch ich konnte ihm keine geben.

»Tut mir leid, Father, aber ich stehe selbst vor einem Rätsel.«

Wir gingen wieder ins Haus. Die Wärme tat wohl. In der Diele klopfte ich mir den Schnee ab.

Der Pfarrer sprach mich auf meine letzte Bemerkung hin an. »Und wie wollen Sie das Rätsel lösen, Mr. Sinclair?«

»Indem ich nach Spanien reise.«

»Sie wollen in die Pyrenäen?«

»Ja.«

Die Augen des Seelsorgers wurden groß. »Aber ist das nicht zu gefährlich?«

Ich griff zum Mantel und zog ihn über. »Das schon, aber Gefahr ist mein Job. So abgegriffen sich dies auch anhört, aber der Satz stimmt nun mal.«

»Und was mache ich?«

Ich knöpfte den Mantel zu. »Sie schweigen am besten über all diese Dinge. Kein Wort zu einem Außenstehenden. Sie würden die Menschen nur unnötig in Angst und Schrecken versetzen. Außerdem ist Pater Emilio hier unbekannt.«

Der Pfarrer nickte. »Ja, das wird wohl das beste sein.«

Er begleitete mich zu meinem Wagen. Als ich bereits hinter dem

Lenkrad saß, meinte er: »Und halten Sie mich auf dem laufenden, Mr. Sinclair. Ich möchte gern wissen, welches Rätsel sich wirklich hinter all dem verbirgt.«

»Mach ich, Father.«

Ich schlug die Tür zu und startete.

Father Hackmann blickte mir nach, bis die Rückleuchten in der Dunkelheit verschwunden waren.

***

Majestätisch ragten die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen in den glasklaren Winterhimmel. Eine fahle Sonne stand am Firmament. Ihre Strahlen wärmten nicht mehr. Sie tupften als blasse Schemen gegen die gewaltigen Gletscher und Eisfelder und ließen Milliarden von Schneekristallen aufblitzen.

Oberhalb der Zweitausend-Meter-Grenze lag alles in majestätischer Ruhe.

Auch das Kloster Monte Terrano.

Nach Art der griechischen Vorbilder war es auf einem steil in die Höhe ragenden Felsen gebaut worden. Seine beiden Türme wiesen wie zwei anklagende Zeigefinger in den strahlend blauen Winterhimmel. Man sah den Mauern an, daß sie eine wechselnde Geschichte hinter sich hatten. Das war in der Tat der Fall.

Gebaut worden war das Kloster als letzter Schutz gegen die muselmanischen Eroberer im elften Jahrhundert. Durch seine Lage war es uneinnehmbar. Gegen Monte Terrano waren schon Armeen vergeblich angerannt. Nicht nur die Muselmanen, auch andere Eroberer, und den Zweiten Weltkrieg hatte das Kloster ebenfalls überstanden. Die Mönche lebten in Frieden. Es war ein seltsamer Orden, der sich dort zusammengefunden hatte. Er gehörte keiner der christlichen Kirchen mehr an. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich der Orden zu einer regelrechten Sekte entwickelt. Zwar bestand noch eine christliche Basis, doch in der Auslegung der Lehre waren die Mönche eigene Wege gegangen. Sie nannten sich die Diener der Erde und lebten ungeheuer spartanisch. Zu vergleichen nur noch mit den Trappisten, die in ihren eigenen Särgen schliefen.

Die Diener der Erde schiefen auf dem Boden. Im Winter, wenn es kalt wurde, schützten Strohsäcke ihre Körper. Sommertags jedoch schliefen sie auf dem Gestein. Sie bewohnten auch keine normalen Räume. Ihre Zimmer glichen den Höhlen der Vorfahren. Sie waren einfach in den Fels gehauen worden. Es gab keine Stühle, kein Licht, keinen Tisch, keine Wärme. Nur ein Altar, aus grobem Stein gehauen und mit zwei Kerzen dekoriert, diente den Mönchen als Betstätte.

Hinter dem Altar lag der Strohsack, dessen Füllung nur einmal im Monat gewechselt wurde.

Denn Stroh und Lebensmittel waren knapp im Kloster. In dem kleinen Vorhof wuchsen Hafer und etwas Gras, das als Fressen für die klostereigenen Ziegen diente. Das Brot backten die Mönche selbst, und Fleisch sowie andere weltliche Genüsse waren verboten. Man ernährte sich von Brot und Ziegenmilch. Zweimal täglich gab es die Mahlzeit. Ein Kalfaktor trug sie aus.

Gesprochen wurde kaum. Oft redeten die Mönche monatelang nicht miteinander, und wenn jemand starb, so wurde er in eine der flachen Felsenhöhlen geschoben und dort begraben.

Die Zeit war an diesem Kloster vorübergegangen, und Besuch wollten die Mönche nicht empfangen. Außerdem gab es nur eine Straße, die hoch zum Kloster führte. Sie war im Winter sowieso unpassierbar. Nicht einmal Bergsteigern gewährten die Mönche Schutz. Und doch war es einem der Mönche gelungen zu entfliehen.

Diese Tatsache hatte Unruhe in das Kloster gebracht, denn auf einmal fühlten sich die Mönche nicht mehr so sicher. Sie hatten Angst, daß jemand hinter ihr Geheimnis kommen würde.

Und das waren die Gewölbe von Monte Terrano.

Sie lagen tief im Felsen, und keiner der Mönche, außer dem Abt, durfte dieses Labyrinth betreten. Was da geschah, war so ungeheuerlich, daß der menschliche Verstand überfordert war, dies zu begreifen. Denn dort, wo nie ein Mensch hinkam, befand sich das Tor zu einer anderen Welt.

Zum Reich der Schatten…

***

Ich fuhr nicht zu meiner Wohnung, sondern zum Yard Building. Dort wurde rund um die Uhr gearbeitet. In den unzähligen Abteilungen lösten sich die Spezialisten in Wechselschicht ab, so daß eigentlich nie ein Leerlauf entstand.

Meinen silbermetallicfarbenen Bentley stellte ich auf dem yardeigenen Parkplatz ab und fuhr mit dem Lift hoch zu meinem Büro.

Mittlerweile war es zwanzig Uhr durch. Leer präsentierten sich die Gänge. Doch kurz vor meiner Bürotür kam mir Superintendent Powell, mein Chef, entgegen. Er war schon in Hut und Mantel und zog ein saures Gesicht, als er vor mir stehenblieb. Er konnte sich eine bissige Bemerkung nicht verkneifen.

»Arbeiten Sie neuerdings außerhalb der Dienststunden? Das sollte mich doch sehr wundern.«

Ich blieb gelassen, weil ich meinen Chef kannte. Er meinte es gar nicht so.

»Genau, Sir, ich habe keine Lust, hierzusein, wenn alle anderen auch da sind. Außerdem habe ich Sie von meinem Weggehen in Kenntnis

gesetzt.«

Powell schaute auf die Uhr. »Ich muß zwar in den Club, aber erzählen Sie mal. Die paar Minuten habe ich noch Zeit.«

Ich bat meinen Chef ins Büro. »Kaffee kann ich Ihnen leider nicht anbieten, Miss Perkins hat schon Feierabend.«

Powell schnaufte. »Das fehlte noch, daß Sie nach Dienst-Schluß mit Ihrer Sekretärin hier rumhängen.«

Er nahm auf einem der harten Besucherstühle Platz.

Die Heizung war heruntergedreht. Kühle herrschte im Raum. Ich zog trotzdem meinen Mantel aus.

»Kommen Sie zur Sache«, verlangte Powell.

Ich steckte mir eine Zigarette an und berichtete. Powell hörte geduldig zu und gestand danach sogar ein, daß mein Besuch bei Father Hackmann nicht umsonst gewesen war. Er hatte sich nämlich erst dagegen gesträubt.

»Wie ich die Sache so überblicke, wollen Sie sicherlich nach Spanien«, meinte er.

»Wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben, Sir.«

»Und wann?«

»Morgen nehme ich die erste Maschine.«

»Allein?«

»Eigentlich sollte Suko dabeisein.«

Powell verzog das Gesicht. »Ach, wieder der komische Chinese.«

»Sir, darf ich Sie höflichst daran erinnern, daß Suko mir mehr als einmal das Leben gerettet hat und daß es diese Abteilung in ihrer jetzigen Besetzung längst ohne ihn nicht mehr geben würde?«

Auf dieses Thema wurde Powell nicht gern angesprochen. Aber es gibt das Sprichwort, das heißt: Wie du mir – so ich dir.

Der Superintendent holte aus der Tasche seine Pillendose hervor und schluckte erst einmal eine Tablette.

»Fahren Sie um Himmels willen.«

»Mit Suko?«

»Meinetwegen. Es gibt zwar wieder einen Kampf wegen der Spesen, aber das bin ich gewohnt.«

»Sie wissen nicht zufällig, Sir, was das Wort Aeba bedeutet?« fragte ich.

Powell war schon im Begriff zu gehen. Unwillig wandte er sich um. »Bin ich Hellseher?«

»Nein, Sir.«

»Na also. Viel Glück übrigens.«

»Hätte ja sein können, daß Sie mal einen lichten Moment haben«, sagte ich, aber so leise, daß er es nicht hörte.

Als Powell weg war, rief ich Bill Conolly an und bekam erst einmal Sheila an den Apparat.

»Ist das Gespräch privat oder dienstlich?« erkundigte sie sich sofort mit dem ihr angeborenen weiblichen Scharfsinn.

»Beides.«

»Bill hat heute abend keine Zeit für die Dämonenjagd. Wir stecken mitten in den Weihnachtsvorbereitungen.«

»Ich habe auch nur eine Frage. Wie geht es Johnny?«

Sofort wurde Sheilas Stimme weicher. »Gut. Sehr gut sogar.«

»Das freut mich.«

Wir redeten noch etwas über Johnny, dann kam Bill an den Apparat.

»Hör zu, du Tiger«, sagte ich. »Womit verbindest du den Begriff Aeba?«

»Hä?«

Ich buchstabierte.

»Kenne ich nicht«, behauptete Bill. »Wohl eine Popgruppe, aber die heißt Abba.«

»Die kenne ich selbst. Aber ich brauche den Begriff Aeba. Er muß irgend etwas mit Dämonen zu tun haben. Oder Schwarzer Magie…«

»Keine Ahnung, John. Aber du kannst vorbeikommen. Ich bin es sowieso leid, immer nur den Daumen auf die Schlaufen zu halten, damit Sheila die Päckchen packen kann. Wir könnten bei einer guten Flasche Whisky darüber nachdenken, was der Begriff Aeba bedeutet.«

Ich lachte. »Ein anderes Mal vielleicht, Bill. Ich werde mich in einigen Tagen wieder melden.«

Bill Conolly wollte noch wissen, wo ich hinfuhr, aber ich verschwieg es ihm. Ich hoffte, zum Weihnachtsfest wieder zurück zu sein.

Dann begab ich mich in die topographische Abteilung. Dort wurde alles über Landvermessung und Geographie ausgewertet, was es auszuwerten gab. Vom Satellitenfoto bis hin zur Generalstabskarte war alles sorgfältig sortiert und katalogisiert.

»Wenn Sinclair kommt, gibt’s Arbeit«, empfing mich der zuständige Kollege.

Zur Versöhnung bot ich ihm eine Zigarette an und rückte dann mit meinem Wunsch heraus.

»Ich brauche alles an Kartenmaterial über die Pyrenäen.«

»Mehr nicht?«

»Nein.«

»Und bis wann?« fragte der Kollege. Ich setzte mich auf eine Schreibtischecke.

»Sofort.«

»Mach keine Scherze.«

»Sind auch keine.« Ich erklärte dem Kollegen, daß ich nur Kartenmaterial haben wollte. »Na ja, das kannst du haben.«

Zehn Minuten später war alles vorbereitet. Das Kartenmaterial war auf einem Film verewigt worden. Ich saß in der ersten Reihe und

schaute auf die Leinwand. Dann lief der Film ab.

Die Karte war ausgezeichnet. Jeder noch so kleine Ort war darauf verzeichnet.

»Geht es um etwas Besonderes?« fragte der Kollege.

»Ja, um das Kloster Monte Terrano.«

»Und du weißt nicht genau, wo es liegt?«

»Stimmt.«

Wir mußten die Gebirgskette durchgehen. Ich las Namen, die ich noch nie in meinem Leben gehört hatte. Daß die einzelnen Häuser nicht zu sehen waren, wunderte mich.

Nach einer Viertelstunde taten mir die Augen weh, aber nach dreißig Minuten war es soweit. Ich fand das Kloster.

»Stopp!« rief ich.

Der Kollege hielt den Film an. Ich stand auf und trat dicht vor die Leinwand. Eine Lupe lieh ich mir, klemmte sie vors Auge und schaute genauer hin.

Ja, da lag das Kloster. Monte Terrano, stand dort in winzig kleinen Buchstaben. Ich ließ die Lupe weiterwandern und entdeckte auch den Nachbarort. Er hieß Los Albas.

Der Karte nach mußte er nur wenige Meilen von diesem Kloster entfernt liegen. Ich schätze höchstens drei.

»Willst du dahin?« fragte mich mein Kollege. Er schaltete das Licht ein.

Ich drehte mich um und erwiderte: »Ja.«

»Dann nimm aber Skier mit.«

»Danke. Ich verlasse mich lieber auf einen Schlitten. Und zur Not reicht der Hosenboden.«

»Witzbold. Da meint man es gut, und was erntet man?«

»Undank«, sagte ich. »Dieser ist bekanntlich der Welten Lohn. Mach's gut. Und laß dir die Zeit nicht zu lang werden.«

»Ha, ha.«

Ich fuhr wieder hoch, bestellte zwei Flugkarten von meinem Büro aus und verschwand.

Meine Wohnung liegt nicht sehr weit vom Yard-Gebäude entfernt. Ich parkte den Bentley in der Tiefgarage und zischte mit dem Aufzug hoch.

Kaum hatte ich mein Apartment betreten, da tauchte Suko auf. Grinsend deutete er auf das Fenster.

»Was ist?« fragte ich.

»Eigentlich wollte ich durch das Fenster klettern«, meinte er.

»Und warum?«

»Weil Weihnachten vor der Tür steht.«

»Oohh – noch so einen kalten, und wir haben wirklich Winter.«

Ich schenkte mir einen Remy Martin ein.

»Übrigens, vielleicht kannst du Weihnachten in den Bergen feiern.«
»Schweiz, Österreich?«
»Nein, in den Pyrenäen.«
»Dann geht's nicht zum Skifahren, wie ich deinen Worten entnehmen kann.«
»Richtig. Auf uns wartet mal wieder ein heißer Fall. Aber was anderes: Was verstehst du unter dem Wort Aeba?«
Suko schaute mich groß an. »Willst du mich auf den Arm nehmen?«
»Nein.« Ich erklärte es ihm. Aber Suko hatte den Namen auch noch nie gehört.
»Dann wollen wir sehen, ob wir in Spanien die Auflösung finden«, sagte ich und trank mein Glas leer.

***

Der Abt des Klosters Monte Terrano hieß Don Alvarez. Er lebte nicht in einer dieser Höhlen, sondern in einem normalen Raum mit zwei Fenstern, durch die er einen phantastischen Blick auf die Berge hatte. Ein Fenster wies nach Osten hin, eins nach Westen. Jeden Morgen beobachtete der Abt den Sonnenaufgang und am Abend den Sonnenuntergang.
Don Alvarez regierte mit eiserner Hand. Früher hätte man ihn als einen Despoten oder Tyrannen bezeichnet. Er war die beherrschende Autorität innerhalb des Klosters, und von ihm gingen auch die geistigen Impulse aus. Und er besaß als einziger den Schlüssel zu den Gewölben! Diese eigene Welt innerhalb des Berges war ihm wohl vertraut. Vor drei Jahren entdeckte der Abt ein altes Buch. Es war stark beschädigt, hatte vergilbte Seiten und einen löchrigen Ledereinband.
Der Abt nahm das Buch mit. Er studierte es. Seite für Seite. Es war in hebräisch geschrieben, aber Don Alvarez beherrschte diese Sprache wie seine eigene. Er vertiefte sich in den Inhalt. Tag und Nacht las er, und plötzlich wurde ihm bewußt, daß er eine Satansbibel in der Hand hielt. Zuerst meldete sich sein Gewissen, doch das erlosch schnell, denn der Inhalt des Buches war stärker. Er faszinierte ihn.
Und Don Alvarez lernte. So wußte er plötzlich, daß es innerhalb der Felsen geheimnisvolle Gewölbe gab, die vor Urzeiten entdeckt und dem Bösen geweiht worden waren. Immer wieder tauchte ein Wort in den Schriften auf.
Aeba.
Dieser Begriff mußte der Schlüssel zu einem grauenvollen Geheimnis sein. Der Abt forschte und studierte. Er verließ sogar das Kloster, um sich in den ältesten Bibliotheken der Welt umzusehen. Er war im Vatikan, in Indien und in Ägypten.
In Kairo fand er endlich den Schlüssel. Er entdeckte den magischen

Spruch der Königin von Saba, der ihm den Zutritt zu den Gewölben freigab. Don Alvarez wagte es.

In einer finsteren Nacht schlich er über die alte Leiter zu den Gewölben hin, öffnete die Tür – und stand in einer anderen Welt.

Das Böse war dort manifestiert. Es schlug ihm als eine unsichtbare Woge entgegen, drang in sein Hirn, erfaßte seine Gedanken und kehrte sie um. Aus dem Paulus wurde ein Saulus. Der Keim des Bösen war gelegt. Aeba hatte gesiegt.

Doch so auffällig durfte der Abt dies nicht zeigen. Er spielte nach wie vor den gestrengen Seelsorger, doch in den Gesprächen, die er manchmal führte, verunsicherte er seine Padres. Sie wußten nicht, was sie tun sollten. Geistliche Hilfe blieb ihnen verwehrt, da es unmöglich war, das Kloster zu verlassen.

Sie blieben hinter den dicken Mauern gefangen. Hinter Mauern, die das Böse eingefangen hatten, das schleichend wie Gift in die Gehirne der Mönche drang und die Männer darauf vorbereitete, Aeba zu dienen.

Noch wußten nur wenige Eingeweihte, was sich hinter Aeba verbarg. Einer der Eingeweihten war Pater Emilio. Und ihm gelang die Flucht. Durch einen zufällig entdeckten Geheimgang verließ er das Kloster und schlug sich bei Nacht und Nebel durch bis in das nächste Dorf. Von dort aus gelangte er auf Umwegen nach England, wo in London der einzige Mann wohnte, dem er noch vertraute.

Father Hackmann.

Doch Aeba war ihm auf der Spur. Don Alvarez hatte in einem Wahrtraum erfahren, was geschehen war. Deshalb war er so besorgt.

Unruhig schritt er in seiner Kammer hin und her. Er hatte sämtliche christlichen Symbole entfernt, nur noch die Möbelstucke standen dort. Der Schrank, der Tisch, die Waschschüssel, das Bett.

Er lebte komfortabler als seine Brüder. Sie neideten es ihm nicht, sondern erkannten ihn als Führer an. Don Alvarez war ein Mensch von ungewöhnlicher Statur. In der Größe überragte er die meisten. Seine dunklen Augen hatten einen zwingenden Blick, der den anderen sofort unter die Haut fuhr. Das Gesicht war hager. Ein dunkler Vollbart wuchs fast bis auf die Brust. Er trug meistens einen pechschwarzen Umhang mit weiten Ärmeln, in denen er seine Hände verbergen konnte. Wenn er durch die Gänge schritt, setzte er auch die Kapuze auf, so daß er schon vom Aussehen her eine unheimliche Erscheinung abgab. Doch seine Seele war noch schwärzer. Sie gehorchte nur dem Satan – oder Aeba. Auch an diesem Abend schritt er wieder durch die Gänge des Klosters. Draußen war es finster geworden. Sternklar spannte sich der Himmel über dem gewaltigen Gebirgsmassiv. Es gab Frost, und die klirrende Kälte fiel herab wie ein Teppich.

Längs- und Quergänge durchzogen das Kloster wie das Netz einer

Spinne. Wer sich zurechtfinden wollte, mußte schon einige Zeit hier leben, sonst verlief er sich unweigerlich, oder er landete in einer Sackgasse, wo er bald vor irgendeiner Mauer stand und nicht weiter konnte. Der Abt hatte seine Hände in den weiten Ärmeln versteckt. Er ging mit gemessenen Schritten. Die Mönche, die ihm begegneten, nickten demutsvoll, wenn sie den Abt anschauten. Don Alvarez war sich seiner Stellung wohl bewußt.

Der Kalfaktor machte den tiefsten Bückling und murmelte einen Gruß.

Der Abt blieb stehen. »Hoch mit dir!« herrschte er den Mann an.

Der Kalfaktor erhob sich zitternd. Er wagte nicht, dem Abt in die Augen zu schauen. Er hieß Gulio Ortega. Sein Sohn wohnte unten im Dorf.

Gulio war der einzige, der hin und wieder das Kloster verließ. Er ritt dann auf dem Maultier ins Dorf und besorgte frisches Gemüse. Wenn er zurückkam, trug er immer einen verschlossenen Korb mit sich. Er enthielt Dinge, die nur für den Abt bestimmt waren. Fleisch, Käse, Brot, auch Zeitungen und Zeitschriften.

Niemand der anderen Mönche durfte etwas davon wissen, und Gulio Ortega hütete sein Geheimnis.

»Wenn du nächstes mal wieder ins Dorf gehst, nimm den Korb mit«, sagte der Abt.

»Jawohl, Herr!«

Dann ging der Abt weiter. Mehr Worte redete er nicht mit Gulio Ortega, dem Kalfaktor mit dem weißen Haarkranz. Der Abt verließ den Hauptgang. Er wandte sich nach rechts, betrat einen schmalen Seitenstollen und mußte den Kopf einziehen, da er sonst gegen die Decke gestoßen wäre. Der Gang endete vor einer Wand. Für einen Fremden wäre hier alles zu Ende gewesen, denn die Fackeln, die den Hauptgang ausleuchteten, verstreuten ihre Helligkeit nicht bis an die Mauer.

Don Alvarez drückte auf einen hervorragenden Stein. Zuerst geschah nichts. Doch nach einigen Sekunden zeigte ein häßliches Knirschen an, daß etwas in Bewegung geriet. Es war ein Teil der Wand.

Er wurde kurzerhand nach innen gedrückt und gab ein genügend großes Quadrat frei, so daß ein erwachsener Mensch hindurch schlüpfen konnte. Der Abt überschritt die Schwelle, und automatisch glitt die Öffnung hinter ihm wieder zu.

Unter seinem Gewand holte der Abt eine Fackel hervor und zündete das obere Ende an.

Flackerndes Licht warf einen rötlichen Schimmer in ein kleines Verlies. Er berührte aber auch den Boden, riß eine Holzfalltür aus der Dunkelheit, die der Abt anhob und langsam zurückgleiten ließ.

Ein dumpfer, nach Schwefel und Verwesung riechender Gestank

schlug ihm entgegen.

Das störte Don Alvarez nicht. Er hatte sich längst an den Geruch gewöhnt.

Im Licht der Fackel sah er die alte Holzleiter, die in die tiefer gelegenen Gewölbe führte. Die Leiter war uralt. Sie sah aus, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen, doch sie hatte die Jahrhunderte überdauert und würde auch noch länger halten.

Stufe für Stufe stieg der Abt hinein in eine andere Welt. War es im Kloster schon unheimlich, so kam in diesem Gewölbe noch das Grauen hinzu, das unsichtbar zugegen war und die Menschen beeinflussen wollte. Don Alvarez aber ließ sich dadurch nicht aufhalten. Er gehörte bereits selbst zu den anderen, die das Böse in die Welt tragen wollten. Er war angesteckt worden wie ein Kranker von einem Bazillus. Er bückte sich und betrat die Leiter.

Die Sprossen bogen sich unter seinem Gewicht etwas durch, sie hielten aber.

Don Alvarez konnte sich nur mit einer Hand festklammern, da er in der anderen die Fackel trug. Ohne zu stolpern erreichte er den Boden.

Nebeldämpfe stiegen aus den haarfeinen Rissen im Gestein, waberten hoch und verteilten sich zu langen Schleiern. In der Höhle schien ein ewiges Raunen und Wispern zu herrschen, ein stetiges Summen, das den Ankömmling lockte und nicht mehr freigeben wollte.

Der Abt schritt durch die Nebelwand. Seine Fackel war nur noch ein verschwommener Fleck. Je tiefer er in das Gewölbe und damit in den Nebel eindrang, um so deutlicher schälte sich etwas anderes aus der wabernden Wand hervor. Es war ein Tor.

Die Umrisse flossen, waren dauernd in Bewegung, verwischten und fanden sich erneut zusammen. Dieses Tor wurde auf eine Felswand projiziert. Grünlichsilbern schimmerten die Konturen und strahlten auch den Fels dahinter an. Wenn man normalerweise von Dämonentoren sprach, so waren damit die Risse zwischen den einzelnen Dimensionen gemeint. Hier aber sah der Betrachter ein regelrechtes Tor vor sich. Don Alvarez blieb stehen.

Hoch hielt er die Fackel, den anderen Arm streckte er dem Tor entgegen.

»Aeba!« rief er. »Hier ist dein Diener!« Die letzten Nebelstreifen vor dem Tor faserten auseinander, kaum daß die Stimme erklungen war. Dann verschwand die graue Suppe völlig.

Frei lag das Dimensionstor vor den Augen des dämonischen Abts.

Die Fläche innerhalb der beiden Seiten veränderte sich. Das Flirren wurde weniger, verschwand plötzlich, und das grauschwarze Gestein verwandelte sich in eine helle, spiegelnde Fläche.

Gebannt beobachtete Don Alvarez dieses Phänomen. Er erlebte es nicht zum ersten Mal und wurde doch immer wieder davon

mitgerissen. Der dämonische Einfluß war in diesem Gewölbe unglaublich stark. Er konnte sich so verbreiten, da es hier unten keinen Gegenpol gab. Die Kräfte des Lichts waren ausgeschaltet.

Noch tat sich nichts auf der Spiegelfläche, doch der Abt wußte genau, daß sie sich bald verändern und ihm ein Bild zeigen würde. Dann erhielt er neue Informationen aus dem Reich der Schatten. Vielleicht sah er auch den Meister, der Spuk genannt wurde und oft als grausames Wesen auftrat, das mit eiserner Strenge über die schwarzen Seelen der Dämonen herrschte. In seinem Reich vegetierten die Dämonenseelen dahin, die von mächtigen Gegnern verbannt oder getötet worden waren. Doch der Spuk trat nicht auf. Dafür sah Don Alvarez andere. Vier Reiter!

Sie schienen aus einer unendlichen Ferne zu kommen, galoppierten nebeneinander her, und all das geschah in einer gespenstischen Lautlosigkeit, die dem Betrachter eine Gänsehaut über den Rücken laufen ließ. Die Reiter näherten sich, wurden deutlicher. Sie hockten auf pechschwarzen Pferden, trugen lederne Rüstungen. Auf ihren Köpfen saßen die Helme wie festgeklebt. Von der oberen Hälfte ihrer Gesichter war nichts zu sehen. Rote Masken verdeckten sie. Nur die unteren Teile schauten hervor. Sie glänzten knochenbleich. Die vier Reiter! Sinnbild der Apokalypse. Sie brachten die vier großen Plagen. Krieg, Pest, Tod und Hunger!

Diese Reiter existierten schon seit Urzeiten. Im Mittelalter hatten sie ihre große Zeit. Während des Dreißigjährigen Krieges brachten sie die Pest über Europa, förderten die Hungersnöte, brachten das Grauen mit und säten den Tod. Vier Reiter – vier Leibwächter.

Jeder der Reiter trug einen Buchstaben auf der Rüstung. Don Alvarez las von links nach rechts. A-E-B-A Das Wort, um das sich alles drehte. Es war ein Geheimnis der Hölle und wurde von den Reitern gelüftet. Nur wenige wußten, was Aeba bedeutete, und waren darüber informiert, daß die vier Reiter höheren Dämonen als Leibwächter dienten. Denn auch die Hölle hatte ihre Günstlinge. So wie die Erzengel die Schützer des Himmels sind, gibt es in der Hölle den schrecklichen Gegenpol. Vier grausame Hauptdämonen. Astaroth, Eurynome, Bael und Amducias! Vier Namen, vier Begriffe, vier Anfangsbuchstaben. Die Anfangsbuchstaben aneinandergefügt ergaben das Wort Aeba.

Dieser geheimnisvolle Begriff, der schon manche Menschen vor Rätsel gestellt hatte, war ganz einfach zu erklären. Man mußte es nur wissen.

Und Don Alvarez wußte, was er von Aeba zu halten hatte. Für ihn war dies alles. Aeba bestimmte sein Leben, Aeba hatte ihn in den Klauen. Aeba war das Böse an sich.

Der Reiter ganz links sprengte vor, während die anderen drei etwas

zurückblieben.

»Hör zu, Unglückseliger!« dröhnte dem Abt die donnernde Stimme entgegen. »Wir haben den gefunden, der aus dem Kloster geflohen ist. Er hat es bis zu einem Land geschafft, das nördlich von hier liegt. England heißt es. Dort ist er zu einem Freund gelangt, gezeichnet und völlig am Ende. Aber er konnte noch reden. Aeba ist bekannt geworden, und nicht nur Emilios Freund weiß davon, sondern auch ein Mann, der unser erklärter Feind ist und den wir bis aufs Blut hassen. Der Mann heißt John Sinclair.«

Der Reiter legte eine Sprechpause ein. Don Alvarez zuckte in einer hilflosen Gebärde die Schultern. »Was soll ich tun?«

»Du wirst mehrere Dinge tun. Erst einmal mußt du den Mann bestrafen, der Emilio zur Flucht verholfen hat.«

»Wer ist es?«

»Gulio Ortega!«

»Der Kalfaktor?«

»Ja. Er und sein Sohn haben gemeinsam das Komplott gegen dich geschmiedet. Und aus diesem Grund müssen beide sterben. Hörst du – beide!«

»Ja.«

»Wenn dies erledigt ist, wirst du dich um deine Brüder kümmern.«

»Soll ich sie auch töten?«

»Nein. Sie sollen nur in einen magischen Tiefschlaf fallen, aus dem sie irgendwann erweckt werden, wenn ich sie brauche. Ich will sie später zu unseren Dienern machen, damit sie die Lehren der Hölle verbreiten können. Wenn dies alles geschehen ist, werden wir uns um John Sinclair kümmern. Aeba wird diesen Menschen vernichten!«

Der Reiter stieß die letzten Worte haßerfüllt aus. Und er fuhr fort: »Der Spuk, unser Meister, wartet auf Sinclairs Tod. Und wie ich Sinclair kenne, wird er nicht lockerlassen und die Spur von Aeba aufnehmen. Vielleicht trifft er irgendwann in den nächsten Tagen bei dir im Kloster ein. Verweigere ihm nicht den Zutritt, denn dann hast du ihn in der Falle und überläßt ihn uns.«

»Ich werde all das tun, was du verlangst«, erwiderte der höllische Abt.

»Das ist gut. Dann geh jetzt und bereite alles vor!« Es waren die letzten Worte des Reiters. Mit ihnen verlosch auch das Bild.

Nur noch der Spiegel blieb zurück, dessen Fläche jedoch rasch stumpf und grau wurde und wieder die Farbe des Höhlengesteins annahm.

Der Abt wandte sich zum Gehen. Er hatte genug erfahren, und er war fest entschlossen, die teuflischen Forderungen seines Meisters auszuführen. Ganz oben auf der Liste stand ein Name. Gulio Ortega!

***

Los Albas war ein Bergbauerndorf. Es lag eingekeilt zwischen den hohen Felsmassiven der Pyrenäen und war mit der Außenwelt praktisch nur durch eine Straße verbunden. Dieser Höhenweg führte nach Mont Louis, war beschwerlich zu fahren und im tiefen Winter völlig zugeschneit.

Die wenigen Einwohner des Ortes lebten in einem Dreiländereck.

Im Norden Frankreich, im Süden Spanien und im Westen lag die Republik Andorra. Dreihundert Seelen zählte der Ort. Fast alle lebten von der Landwirtschaft. Die Familien bewirtschafteten die kargen Felder. Terrassenförmig waren die Felder angelegt, und oft genug geschah es, daß von den aus den Pyrenäen kommenden Fallwinden die Saat wieder weggeweht wurde. Die Bauern kämpften gegen die Natur. Und seit Jahrhunderten stand der Kampf unentschieden. Die einzelnen Häuser – sie waren bessere Hütten – klebten förmlich am Berg. Aus gelbbraun schimmerndem Lehm waren diese Hütten errichtet, mit kleinen Fenstern und schmalen Türen.

Der Kirchturm überragte die Häuser jedoch alle. Weiß und mit einem großen Kreuz versehen, stach er in den Himmel. Schaute man am Kirchturm vorbei und ließ den Blick weiter in die Höhe wandern, so war das Kloster nicht zu übersehen. Wie eine Trutzburg stand es oben auf einer Bergspitze, vom Wind umheult, und doch ein unerschütterliches Zeugnis einer langen, ereignisreichen Vergangenheit.

Eintönig war der Tagesablauf der Bergbauern. Besonders im Winter, wenn die ersten Schneestürme ins Tal fegten und den kleinen Ort mit ihrer weißen Pracht zudeckten. Auch in diesem Jahr hatte es bereits den ersten Sturm gegeben. Doch der Schnee war rasch wieder getaut. Der Boden enthielt noch zuviel Wärme. Jetzt hatte die Kälte Einzug gehalten. Der Frost ließ die Erde hart wie Stein werden, und die kalte Luft stach beim Atmen in den Lungen. Wenn es nun schneite, dann blieb der Schnee liegen und würde bis zum Frühjahr nicht wieder tauen.

Die Einwohner von Los Albas hatten vorgesorgt. Die Vorratskammern waren gefüllt mit Brennmaterial und Lebensmitteln. Auch die Schafe und Ziegen waren in die Ställe getrieben worden und wurden erst wieder ins Freie gelassen, wenn der Schnee schmolz.

In engen Kurven schlängelte sich die Dorfstraße durch den Ort. Sie wand sich vorbei an Hausecken, führte mal in die Höhe und fiel dann wieder ab. Vor der einzigen Bodega des Dorfes standen ein paar Reklametafeln. Der Bodegero war der reichste Mann. Er besaß sogar Telefon und einen Fernsehapparat. Die meisten Einwohner hatten noch keinen elektrischen Strom. Man war auf das Licht der Petroleumlampe angewiesen. Los Albas war wirklich vergessen worden. Fremde kamen nur wenige. Hin und wieder tauchten

Grenzbeamte auf, die jedoch schnell wieder verschwanden, wenn sie merkten, daß sie ihr Vergnügen schon woanders suchen mußten.

Die Einwohner waren sehr gläubig. Aber auch abergläubisch. Sie verehrten die Jungfrau Maria, fürchteten sich jedoch ebenso vor den finsteren Mächten der Hölle und den Dämonen. Was oben im Kloster geschah, blieb ein Geheimnis. Und doch gab es jemanden, der mehr erfuhr als alle anderen. Das war Juan Ortega, der Sohn des alten Kalfaktors. Wenn der Alte ins Dorf kam, um Proviant zu besorgen, dann ging er immer auf ein Schwätzchen zu seinem Sohn. Natürlich erzählte er, was im Kloster los war, und Juan erfuhr von der veränderten Haltung der Mönche. Bei jedem Besuch wußte sein Vater mehr zu berichten. Er machte dem jungen Ortega Angst. Als Gulio Pater Emilio schließlich in das Dorf brachte, da hörte Juan Dinge, die ihm die Haare zu Berge stehen ließen. Er überwand sich und brachte den Pater nach England.

Im Gegensatz zu seinen meisten Mitbürgern hatte Juan Ortega etwas Vermögen. Nicht viel, aber da er einige Zeit in Madrid gelebt und dort auch studiert hatte, konnte er sparen. Trotz seines Jurastudiums war er in das kleine Dorf zurückgekehrt, denn er war von der Idee besessen, den Leuten die Zivilisation näherzubringen. Er wollte den Ort auch für den Tourismus erschließen. Erste Anstrengungen hatte er schon unternommen und sich dabei mit den zuständigen Stellen und sogar mit dem Ministerium in Verbindung gesetzt. Die Antwort war bisher ausgeblieben. Wie jeden Tag machte Juan Ortega auch an diesem Nachmittag seine Runde durch den Ort. Sein Auto hatte er verkauft und es gegen ein Fahrrad eingetauscht. Mit diesem Drahtesel war er wesentlich beweglicher.

Er mußte strampeln, als er die kleine Anhöhe hochkam, auf deren Scheitelpunkt die Bodega lag. Der Wirt war einer seiner Verbündeten. Er hatte nichts dagegen, daß der Ort für den Tourismus erschlossen werden sollte. So etwas hob das Geschäft.

Die Älteren waren da anderer Meinung. Sie wollten nicht, daß die Fremden kamen und ihre Ruhe störten. Sollten die Touristen doch an die Küste fahren und sich dort von der Sonne schmoren lassen.

Juan hatte geredet und geredet. Schließlich gewann er auch den Bürgermeister für seine Pläne.

Don Felipe Saragon, der Alkalde, hatte es schließlich geschafft und auch die alteingesessenen Bürger überredet.

Kalt blies dem jungen Ortega der Wind entgegen. Zum Schutz hatte er sich einen Schal vor den Mund gebunden, doch die Augen begannen zu tränen, so daß er das Gefühl hatte, sie würden zu Eistropfen gefrieren.

Ein paar letzte Schneereste klebten an der Hauswand der Bodega.

Juan Ortega stellte sein Fahrrad rechts neben der schmalen

Eingangstür ab. Er rollte den Schal ein und schüttelte sich.

Trotz der dicken Jacke war ihm der schneidende Wind doch manchmal bis auf die Haut gedrungen.

Als er die Tür aufstieß, quollen ihm Wärme, Stimmengewirr und Tabaksqualm entgegen.

Ein weißhaariger Mann rief: »Ah, da kommt ja unser kleiner Reformer!«

Juan lächelte nur und ging vor bis zu der Theke.

Die kleinen Tische waren fast alle besetzt. Nicht eine Frau war zu sehen. Das Sitzen in den Bodegas war reine Männersache. Die Dorfbewohner tranken ihren Pastis oder einen Roten und diskutierten über Gott und die Welt.

Manuel Corso, der Bodegero, strahlte über das ganze Gesicht, als er Juan erblickte.

Die beiden Männer verstanden sich gut. Außerdem hatten sie gemeinsame Interessen. Juan Ortega knöpfte seine Jacke auf.

»Willst du nicht ablegen?« fragte Corso.

»Warum? Ich bleibe doch nicht lange.«

»Wie immer?«

»Ja.«

Ortega erhielt seinen Anisschnaps. Das Wasserglas war bis zur Hälfte gefüllt. Juan trank in kleinen, langsamen Schlucken.

»Hast du schon etwas vom Ministerium gehört?« fragte der Bodegero.

Juan zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch gegen die Lampe. Sie war aus Kork und schaukelte im Luftzug. »Gehört habe ich noch nichts, aber ich kenne die Beamten aus meiner Studienzeit. Bis die einen Antrag bearbeiten, das dauert.«

Corso hustete. »Kann man eben nichts machen. Ich habe mich schon mit einem Architekten in Verbindung gesetzt. Die Bodega hier soll zu einem richtigen Ecklokal umgebaut werden.« Corsos Augen begannen zu glänzen. »Ich sehe schon alles vor mir. Lampions schwingen in linder Frühlingsluft. Flamenco, Tango, Tänzer und Tänzerinnen, eine Kapelle, vielleicht auch Zigeuner. Das wird eine Schau.«

Die anderen Gäste waren aufmerksam geworden. »Spinnst du schon wieder?« rief einer. »Füll lieber unsere Gläser nach.«

»Ach, was wißt ihr denn schon?« schrie Manuel Corso und fuchtelte mit den Händen herum. »Ihr könnt ruhig auf eurem Acker festfrieren. Das ist mir egal.«

Er ging mit dem Weinschlauch von Tisch zu Tisch und füllte die Becher nach.

Juan Ortega rauchte seine Zigarette zu Ende. »Was habe ich zu zahlen?«

»Der geht auf Kosten des Hauses.«

Juan lachte. »Danke.«

Er wollte gehen, doch der Bodegero hielt ihn am Arm fest.
»Mal was anderes, Juan. Ich wollte dich schon immer etwas fragen.«
»Rede.«
»Wie ist das eigentlich mit dem Kloster? Ich denke da an deinen Vater, der könnte doch mal herumhorchen.«
Juan Ortega runzelte die Stirn. »Ich verstehe dich nicht, Manuel.«
»Ist doch ganz einfach, Hombre.« Der Bodegero beugte sich weiter vor. »Denk doch mal an dieses Touristenkloster Montserrat, wo die Busse mit den Urlaubern zu einer Sektprobe hinfahren. Das könnte man doch aus unserem Kloster auch machen.«
Juan tippte sich gegen die Stirn. »Kennst du die Mönche, die bei uns hier oben leben? Mann, die trinken doch nie in ihrem Leben einen Schluck. Außerdem…«
»Was ist mit außerdem?«
»Ach, nichts. Danke für den Schnaps. Wir sehen uns später.«
Juan knöpfte seine Jacke zu.
»Und grüß Carmen von mir«, sagte der Bodegero.
»Mach ich.«
Carmen war Juans Verlobte und ein rechtes Teufelsweib. Sie hatte ein Temperament wie nur wenige Frauen. Und in ihr steckte eine Leidenschaft, die nur mit einem Vulkanausbruch zu vergleichen war, wenn Juan mit Carmen im Bett lag.
Draußen packte ihn wieder der kalte Wind. Juan Ortega wickelte sich seinen Schal vor die untere Gesichtshälfte, stieg auf das Rad und fuhr los.
Bergab ging es schneller. Er bog in die Hauptstraße ein, führ um eine Kurve und sah plötzlich den Mercedes, der genau vor seinem Haus parkte.
Soeben stiegen zwei Männer aus.
Juan führ schneller. Er erkannte, daß es sich nicht um Einheimische handelte, und fragte sich, was die beiden Fremden von ihm wollten…

***

Gulio Ortega, der alte Kalfaktor, konnte nicht sagen, ob es Tag oder Nacht war. Sein Zimmer hatte, wie die der anderen, keine Fenster. Er hauste in ebenso einer Höhle wie die übrigen Mönche. Nur ging es Gulio etwas besser. Er hatte sich hin und wieder Dinge aus dem Dorf mitgebracht und sie in seiner Zelle versteckt.
Schnaps trank der alte Gulio immer. Er schleppte immer eine große Flasche von dem Selbstgebrannten mit hoch, und jedesmal, wenn er unten im Dorf war, wurde er gefragt, warum er denn wieder hochginge. »Da habe ich Ruhe vor euch Klatschmäulern«, lautete immer die Antwort.
Ortega ahnte nicht, daß er bald seine ewige Ruhe haben würde. Er

war zwar seit einigen Tagen ziemlich unruhig schließlich hatte er Pater Emilio zur Flucht aus der Festung verholfen –, aber große Sorgen machte er sich deswegen nicht. Wer wollte ihm denn schon etwas beweisen? Wie üblich brachte er das Essen herum. Einen Fraß, den er selbst gekocht hatte.

Dünne Suppe und Weißbrot. Gulio gab zu, daß es im Zuchthaus besseres Essen gab. Doch die Mönche nahmen, aßen und schwiegen. Dann brachte Gulio den Kessel wieder zurück in die provisorische Küche. Er wusch den großen Topf dort aus und ging in seine Höhle.

Er brauchte kein Licht, um die Tür zu finden. Im Dunkeln tastete er nach den Zündhölzern, um eine Kerze anzuzünden. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter! Gulio erschrak bis ins Mark. Seine Finger begannen zu zittern, er ließ die Zündhölzer fallen.

»Wer – wer bist du?« hauchte Gulio.

Er hörte das Lachen an seinem Ohr und wußte plötzlich, wer neben ihm stand. Don Alvarez, der Abt!

Gulio Ortega beruhigte sich wieder. Der Herzschlag normalisierte sich, und auch das Zittern hörte auf. »Haben Sie mich erschreckt, Don Alvarez«, hauchte Gulio.

Der Abt lachte wieder. Noch immer war es stockdunkel! Gulio Ortega spürte eine Klaue über seinen Rücken wandern. »Ich kann dir einen Wunsch erlullen, Kalfaktor.«

»Und welchen?« fragte Gulio leise.

»Laß dich überraschen. Du warst ja schon immer sehr neugierig.«

Gulio spürte den harten Griff des Abts an seinem Arm und dachte nicht an Widerstand. Aber tief in seinem Innern entstand plötzlich eine nie gekannte Angst. Und er fragte sich mit Bangen, ob er das Spiel nicht überreizt hatte. Diese Fluchthilfe konnte ihm schließlich das Genick brechen, wenn jemand merkte, daß er derjenige war, der dahintersteckte. Don Alvarez war schlau. Schlau und abgebrüht.

Im Dunkeln zog der Abt die Tür auf. Als Gulio Ortega das Knarren der Tür hörte, versteifte er sich.

»Ich – möchte lieber hierbleiben«, widersprach er.

»Nein. Du tust, was ich dir sage.«

»Aber warum, ich…«

Alvarez zog ihn kurzerhand weiter. Sein Griff war wie eine Klammer, aus der es kein Entrinnen gab. Stolpernd tauchte Gulio Ortega ein in die Finsternis des Gangs. In der tiefschwarzen Dunkelheit führte ihn der Abt weiter. Ortegas Angst wuchs.

Er hätte um Hilfe schreien können – seine Schreie wären auch gehört worden. Aber nicht erhört. Ihm wäre niemand zu Hilfe geeilt. Die Angst vor dem Abt steckte zu tief. Außerdem waren es die Mönche gewohnt, sich nur mit sich selbst zu beschäftigen. Sie waren in den letzten Jahren noch fatalistischer geworden. Ihre früheren Ideale

waren dahin. Der Einfluß des Bösen hatte sich doch sehr stark bemerkbar gemacht. Wie Gift breitete er sich in den Gehirnen der hier Lebenden aus und machte sie bereit und willig für eine endgültige Übernahme.

Das alles wußte Gulio Ortega zwar nicht genau, aber er ahnte etwas. Und nun wollte der Abt ihm etwas zeigen. Das Rätsel dieses Klosters vielleicht? Das absolut Böse und Grauenhafte? Die Mächte der Hölle, die unten im Berg lauerten?

Je länger Ortega daran dachte, um so schlimmere Bilder malte er sich in seinem Geist aus. Desto größer wurde auch die Angst.

Urplötzlich blieb er stehen. Er stemmte sich gegen die Fäuste des Abts und wich gleichzeitig nach links aus. Es gelang ihm, sich aus dem Griff zu drehen. Hastig lief er zurück.

Sie befanden sich inzwischen in einem Gang, der durch Fackeln erleuchtet wurde. Und Gulio Ortega wußte genau, wohin er zu laufen hatte. Er kannte das Geheimnis des Fluchtweges, diesen uralten Schacht, der mit einer Wendeltreppe ausgestattet war und tief in den Berg führte zu einem geheimen Ausgang.

Unendlich viele Stufen mußte man überwinden. Es gab keine Geländer, nur diese Stufen, und nicht selten hatte jemand das Gleichgewicht verloren und war in die Tiefe gestürzt.

Die Gebeine der Gestürzten bleichten dahin. Manche waren schon zu Staub verfallen.

Ortega lief. Er rannte so schnell wie noch nie zuvor in seinem Leben. Doch er war ein alter Mann, sein Körper hatte nicht mehr die Kraft, die nötig war, um die Treppe zu erreichen.

Der Abt war schneller.

Don Alvarez erwischte Ortega wenige Schritte vor der Geheimtür, die zum Schacht führte. Gulio hatte bereits seinen Arm ausgestreckt, um den Griff zu berühren, als sich die Finger in das Fleisch seiner Schulter bohrten und ihn herumrissen.

Gulio Ortega schrie auf. Er prallte mit dem Rücken gegen die Felswand und riß seine Hände schützend vor das Gesicht. Der dämonische Abt lachte. Die Faust traf Ortega dicht oberhalb der Gürtelschnalle. Der alte Mann brach zusammen.

Don Alvarez wollte noch einmal zuschlagen, doch dann sah er, daß es nicht nötig war. Ein Schlag hatte völlig gereicht, um die Kräfte des Alten zu erschüttern. Wie tot lag er auf dem Boden. »Steh auf, verdammt!« zischte der Abt. Gulio rührte sich nicht.

Don Alvarez zog ihn hoch. Er bemerkte, daß Ortega bewußtlos war, und fluchte.

Jetzt mußte er ihn schleppen. Denn viel Zeit hatte er nicht. Er konnte nicht erst warten, bis Ortega aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, er mußte ihn so rasch wie möglich den vier Reitern übergeben.

Ächzend lud sich der verbrecherische Abt den Bewußtlosen auf die Schulter. Arme und Beine des Alten baumelten herab. Der Abt lachte widerlich. Ortega sollte sich wundern. Dieser Schurke wollte unbedingt das Geheimnis des Klosters lüften. Vielleicht war er sogar ein Spion. Nun, er sollte das Rätsel kennenlernen.

Sicherheitshalber blickte sich Don Alvarez um, ob ihn auch niemand beobachtete. Er sah, daß die Luft rein war, und er verschwand in dem Gang, der vor der Mauer mündete. Hier betätigte er wieder den Kontakt, und die steinerne Wand gab den Eingang frei.

Das Gewicht des Alten drückte, und Don Alvarez stieß mehr als einmal einen lästerlichen Fluch aus. Die Fackel hatte er beim letztenmal neben der Falltür liegenlassen. Er hob die Tür an und entfachte die Fackel.

Sofort wurde das kleine Verlies in ein geheimnisvolles, flackerndes Licht getaucht. Der Abt hatte Angst, daß die Leiter das doppelte Gewicht nicht tragen könnte. Die zweite Sprosse brach tatsächlich. Nur mit Mühe konnte sich Don Alvarez halten. Er zischte eine Verwünschung, ging trotzdem weiter und war schließlich froh, daß die anderen Sprossen gehalten hatten.

Der Modergeruch hatte sich noch verstärkt. Auch der Schwefelgestank war nicht zurückgegangen. Im Gegenteil.

Alle Anzeichen sprachen dafür, daß das Böse noch stärker geworden war.

Schwer atmend ließ der Abt den Bewußtlosen zu Boden gleiten. Er brauchte einige Zeit, um sich zu erholen. Mit dem Kuttenärmel fuhr er über sein Gesicht. Wie Wattestreifen hing der aus dem Boden quellende Nebel über dem Gestein. Das Tor war nicht zu erkennen. Erst als Don Alvarez tiefer in den Nebel hineinschritt, sah er die Konturen. Noch immer flimmerten die Umrisse auf dem Gestein. Die Decke war nicht zu sehen. Geisterhaft umwaberten Nebelschlieren die Gestalt in der langen Kutte. Weit hatte der dämonische Abt die Augen aufgerissen. Er streckte seine Arme aus und rief die Leibwächter der vier schrecklichen Dämonen an, damit sie das Opfer annahmen. Der Abt redete in einer uralten Sprache. Kehlige, guttural klingende Laute drangen über seine Lippen. Er wurde erhört.

Wieder zeigte sich das, was er schon oft gesehen hatte. Aus der Unendlichkeit der Dimensionen tauchten die vier Reiter auf, hielten an, und Don Alvarez suchte die Zwiesprache.

»Ich habe ihn, den Verräter!« zischte er.

Der erste Reiter ritt vor. Seine Hand stieß nach oben. »Hol ihn her, diesen Verdammten!«

»Sofort!«

Don Alvarez ging zurück und verschwand wieder im Nebel. Gulio Ortega kam soeben wieder zu sich. Er stützte sich auf und schaute sich

um. Sein Blick war verwirrt wie der eines Geisteskranken. Ortega fand sich hier überhaupt nicht zurecht.

Er sah den Nebel, dessen lange Schlieren aus dem Boden krochen und von einer Seite zur anderen schwangen. Er spürte die Aura des Bösen, merkte, wie grausame, fremde Gedanken in sein Hirn dringen wollten, und faltete in seiner Verzweiflung die Hände. Die Worte eines Gebets flossen über seine Lippen. Ortega rief den Herrgott an und merkte, daß es ihm schon bald besser ging.

Die Flut des Bösen wurde zurückgedrängt, aber nicht gestoppt, dafür war der Einfluß zu stark. Gulio Ortega erhob sich ächzend. Ihm war schlecht, und er preßte beide Hände gegen die getroffene Stelle. Hinzu kam der beißende Kopfschmerz. Als die Finger seiner rechten Hand über den Hinterkopf tasteten, fühlten sie die kaum verkrustete Platzwunde, die er sich beim Fall zugezogen hatte. Jetzt fielen ihm auch wieder die Ereignisse ein. Er dachte an Don Alvarez, der ihn überwältigt und entführt hatte. Aber wohin?

Gulio Ortega überlegte. Wenn ihn nicht alles täuschte, dann hatte ihn der Abt in die tiefen Gewölbe unterhalb des eigentlichen Klosters geschafft, genau dorthin, wo das Grauen lauerte und sich Don Alvarez seine dämonische Kraft holte. Dieses Wissen brachte ihn fast um den Verstand. »Nein!« keuchte er. »Nein – nicht…«

Er drehte sich um, versuchte, mit seinen Blicken den Nebel zu durchdringen, und taumelte mit ausgestreckten Armen vorwärts.

Der Kalfaktor hatte Glück. Seine Finger schlossen sich um die Sprossen der Leiter. Die Rettung?

Gulio Ortega wollte nach oben klettern. Er hob den rechten Fuß an, fand die Sprosse, seine linke Hand faßte nach der nächsten, er zog das andere Bein nach – und spürte die Gefahr fast körperlich, die sich hinter ihm zusammenballte. Schauer rieselten über seinen Rücken. Dann hörte er die Stimme.

»Zu spät, Ortega! Viel zu spät!« Don Alvarez lachte und rieb sich dabei die Hände.

Plötzlich packte er zu. Er umfaßte Ortegas Hüften und riß den Alten von der Leiter.

Roh warf er den Kalfaktor zu Boden. Don Alvarez bückte sich. Er kicherte wieder böse. Dieses leise, teuflische Gelächter war für den Kalfaktor wie ein Gruß aus der Hölle. Die Angst lähmte ihn, machte ihn fast wahnsinnig. Froher, in jüngeren Jahren, hätte er noch gekämpft, aber jetzt war er zu alt und zu schwach.

»Komm!« hechelte der dämonische Abt. »Komm schon. Aeba wartet bereits auf dich.«

Der Druck verschwand von Ortegas Rücken. Der Alte trug eine zerschlissene Jacke. Finger wühlten sich in den Kragen, zogen Ortega hoch.

»Geh schon, verdammt, und laß dich nicht hängen!« Gulio Ortega taumelte voran.

Er hörte die Worte seines Peinigers, mußte hin und wieder einen Schlag in den Rücken hinnehmen und näherte sich immer mehr dem geheimnisvollen Tor in die Dämonenwelt. Die Reiter warteten!

Wie Statuen saßen sie auf ihren Pferden. Lebende Denkmäler, die bereit waren, Tod und Vernichtung zu verbreiten.

Weit hatte Gulio Ortega die Augen aufgerissen. Er sah die Reiter zwar, doch er nahm sie nicht bewußt wahr. Seine Beine arbeiteten plötzlich wie von selbst. In seinem Gehirn brauste es. Er hatte das Gefühl, als würde sein Blut mit doppelter Geschwindigkeit durch die Adern fließen und gegen die Schädeldecke trommeln. Dann kamen noch die fürchterlichen Gedanken hinzu. Sein menschliches Bewußtsein wurde zurückgedrängt und fast völlig ausgelöscht. Zu stark war die dämonische Kraft. Sie konzentrierte sich nur auf ihn, auf Gulio Ortega, einen schwachen Menschen, der in die Arme des Grauens getrieben wurde. »Lauf! Lauf!« peitschte hinter ihm die Stimme des Abts. »Sie warten auf dich. Renn auf das Tor zu. Es soll dich verschlingen!« Ein letzter Stoß.

Gulio Ortega wurde nach vorn geworfen. Mit den Händen wollte er sich irgendwo festhalten, doch es gab nichts, woran er sich klammern konnte.

Die Reiter standen bereit.

Eine behandschuhte Hand packte ihn am Hals. Der Reiter mit dem großen A auf der Brust riß Ortega hoch. Mit einer spielerischen Leichtigkeit schleuderte er ihn über seinen Kopf, hielt ihn weiterhin fest, gab plötzlich seinem Gaul die Sporen und verschwand mit ihm in der Unendlichkeit der Dimensionen.

Der Abt aber lachte. Don Alvarez wußte genau, was mit dem Kalfaktor geschah. Mit ihm zusammen würde der Reiter in der sichtbaren Welt auftauchen, um dort das erste Zeichen der Vernichtung zu setzen…

***

Himmel, hatten wir eine Fahrt hinter uns! Bis Paris waren wir mit dem Jet geflogen. Dort hatten wir dann zwei Stunden Aufenthalt und waren anschließend mit einem Propellerflugzeug weiter bis Perpignan geflogen. Und dort wurde es dann kritisch. Mit grünen Gesichtern stiegen wir aus der Maschine, da die Luftturbulenzen mit dem Metallvogel einiges angestellt hatten.

Am Flughafen nahmen wir einen Leihwagen. Einen Mercedes Diesel. Und der brachte uns über Prades und Mont Louis in die Pyrenäen. Die Straße führte dann weiter nach Süden zur Grenze hin. Wir aber fuhren nach Westen, Richtung Andorra zu.

Suko spielte den Führer, suchte Straßenschilder und fand die Straße, die nach Los Albas führte. Als Straße hätten sie nur Optimisten bezeichnet. Für mich war es eine bessere Piste. Aber unser Diesel tat seine Pflicht. Zwar nicht schnell, aber dafür brachte er uns sicher nach Los Albas. Und hier war der Hund begraben. Der Ort lag ziemlich hoch. Als wir das warme Wageninnere verließen, um uns nach Juan Ortegas Haus zu erkundigen, biß der kalte Frostwind in unsere Gesichter.

Wir fanden das Haus und ließen den Wagen langsam ausrollen. Als er stand, riß das Stahlseil der Handbremse. Ich legte den ersten Gang ein, fluchte und stieg mit Suko aus. Das Haus, in dem Juan Ortega wohnte, war einstöckig, hatte eine braungelbe Fassade und stieß mit der Hinterseite gegen den nackten Fels. So etwas hatte ich mal in der Schweiz gesehen, in einem dieser engen Täler, in denen man Platzangst bekommen konnte.

Suko verzog das Gesicht, als er seine Blicke über die Hausfront gleiten ließ. »London ist mir lieber!« meinte er.

»Wem sagst du das?«

Ich wollte auf die Eingangstür zugehen, als mir ein Radfahrer auffiel, der die Straße herabfuhr und winkte. Suko meinte: »Du bist aber auch überall bekannt.«

»Ich kann meinen Ruhm kaum tragen!«

Der Fahrer stieg ab. Die letzten Yards schob er seinen Drahtesel. Ich ging dem jungen Mann ein Stück entgegen. Für einen Spanier war er ziemlich groß, hatte breite Schultern, ein offenes Gesicht, dunkle Augen und welliges, pechschwarzes, nach hinten gekämmtes Haar. Der junge Mann lehnte sein Rad gegen die Hauswand. »Wollen Sie zu mir?« fragte er.

Er sprach französisch, und ich antwortete ihm in derselben Sprache. »Wenn Sie Juan Ortega sind ja.«

»Bin ich.«

Ich stellte Suko und mich vor. Juan Ortega staunte. »Aus London kommen Sie?«

»Ja.«

Er rieb sich sein Kinn. »Dann hat sich meine Reise also doch noch gelohnt.«

Suko hatte inzwischen den Einsatzkoffer aus dem Wagen geholt. »Sollten wir nicht ins Haus gehen?«

»Entschuldigen Sie.« Juan Ortega breitete die Arme aus. »Aber ich war im Moment zu überrascht, um an die Pflichten eines Gastgebers zu denken.«

Er ging vor und schloß die Tür auf. Ich warf einen Blick zum Himmel. Noch lag er wie ein hellblaues Tuch über den schneebedeckten Gipfeln, aber schon bald würden die langen Schatten

der Dämmerung herankriechen. Die Sonne war ein verwaschener, weißgelber Fleck ohne wärmende Kraft.

Dann sah ich das Kloster. Es stand auf einer Bergspitze, war vom Schnee befreit, nur um das Gebäude herum lag die ewig weiße Pracht. Häßlich stachen die Mauern von dem hellen Schnee ab. Auf mich wirkte das Kloster wie eine Drohung, und ich fragte mich, wie wir dort je hinaufkommen sollten. Aber das Problem stellte sich im Augenblick noch nicht. Juan Ortega, der Einheimische, würde sicherlich Rat wissen. Er hielt uns die Tür auf.

Wir betraten ein Haus, in dem die einzelnen Zimmer alle von einer Vordiele abzweigten. Der Boden war mit Fliesen ausgelegt. Schmiedeeiserne Wandleuchter, Teppiche und Stierkampfplakate zeigten an, daß wir es mit einem Spanier zu tun hatten. Als Lampe diente ein Wagenrad. Auf ihm steckten zwölf Kerzen.

»Haben Sie keinen Strom?« fragte ich.

»Nein.« Juan Ortega lachte verbissen. »Es ist so. Wir sind hier eine spanische Minderheit dicht an der Grenze. Eigentlich gehören wir zu Frankreich, aber die Einwohner wollen nicht. Und die Spanier kümmern sich auch nicht um uns. Das alles läuft schon Hunderte von Jahren so. Niemand hat sich bisher darum gekümmert, daß dieser Zustand geändert wird. Ich habe den ersten Versuch unternommen. Wir, das heißt der Bodegero und ich, wollen aus Los Albas ein Touristenzentrum machen. Ich habe an das spanische und das französische Ministerium geschrieben. Antworten stehen noch aus.«

»Und was sagen die Einwohner dazu?«

»Die sind natürlich dagegen!« Juan Ortega lachte bitter auf. »Die sind gegen jeden Fortschritt. Aber das sind nicht Ihre Probleme. Bitte, lassen Sie uns hineingehen. In meinem Arbeitszimmer ist es gemütlicher.«

»Sie wohnen allein hier?« fragte ich.

»Ja.« Er lächelte verschmitzt. »Hin und wieder kommt Carmen, meine Verlobte. Sie werden Sie noch kennenlernen. Wenn Sie wollen, können wir auch in Ihrer Heimatsprache reden. Ich habe mich während meines Studiums oft genug mit englischen Kommilitonen unterhalten.«

Der junge Mann wurde mir immer sympathischer.

Im Arbeitszimmer sah man vor lauter Büchern die Wände nicht mehr. Ich überflog einzelne Titel. Philosophie, Rechtswissenschaft und Ökonomie waren wohl die Hobbys des jungen Mannes.

»Langeweile haben Sie nicht«, bemerkte ich.

Er schüttelte den Kopf und lachte. »Nein, ganz und gar nicht.«

Die Sessel waren aus stabilem Rohr gefertigt. Sitzkissen förderten die Entspannung.

»Möchten Sie etwas trinken?« fragte Juan, nachdem wir Platz

genommen hatten.

Ich entschied mich für einen spanischen Weinbrand, während Suko Mineralwasser trank.

Ich verzog das Gesicht. »Damit erinnerst du mich an Powell.«

»Schließlich muß ja einer auf dich achtgeben«, konterte mein Freund.

Juan Ortega zündete mehrere dicke Kerzen an. Im Kamin knisterte das Holz. Die Stimmung wurde urgemütlich. Der junge Mann hatte sich eine Flasche Wein geholt und trank. Der dunkelrote Wein war rot wie Blut und funkelte in dem Pokal.

Er hob sein Glas. »Trinken wir darauf, daß es uns auch in den nächsten Jahren noch gibt.«

Er lächelte. »Das ist ein alter Spruch hier aus den Bergen. Die Menschen haben immer mit den Widrigkeiten der Natur zu kämpfen gehabt und deshalb eine eigene Philosophie entwickelt.«

Der Weinbrand war mild und brannte nicht im Gaumen. Ich sah, wie Juan Ortega genußvoll die Augen verdrehte.

»Ein wunderbares Getränk, Señores. Sie sollten es auch einmal probieren. Es heißt bei uns Teufelsblut.« Er lachte. »Wenn Sie einige Gläser davon getrunken haben, dann steckt Ihnen wirklich der Teufel im Leib.«

Juan Ortega wußte, was sich gehörte. Wir redeten erst über allgemeine Themen, bevor wir auf den eigentlichen Grund unseres Besuches zu sprechen kamen. Ortega wurde schlagartig ernst.

»Von meinem Vater weiß ich, daß es in dem Kloster nicht mit rechten Dingen zugeht. Die Mönche haben sich im Laufe der Zeit verändert. Und vor allen Dingen der Abt, Don Alvarez, ist vom Glauben abgefallen und dient nun dem Teufel.«

»Welches Ereignis hat das bewirkt?« wollte ich wissen.

»Das kann ich nur vermuten. Irgendwo unterhalb des Klosters muß es im Berg eine Stelle geben, an der sich die Macht des Bösen manifestiert hat. Dort hockt etwas, das so schaurig und grausam ist, daß man kaum Worte dafür findet.«

»Hat Ihr Vater das Geheimnis gelüftet?«

Juan Ortega schüttelte den Kopf. »Nein, er nicht, aber Pater Emilio, den ich nach England gebracht habe. Doch sein Geist war verwirrt. Er stammelte sinnlose Worte, Sätze, aus denen keiner schlau wurde. Ein Schock mußte ihn getroffen haben.«

»Was ist mit Aeba?« erkundigte ich mich.

Der Mann hob überrascht die Augenbrauen. »Sie – Sie kennen Aeba?«

»Kennen ist zuviel gesagt. Ich habe davon gehört. Pater Emilio hat davon gesprochen.«

Ortega nickte eifrig. »Ja, das stimmt. Er hat auch während der Reise fast nur dieses eine Wort gesagt.«

»Was es bedeutet, wissen Sie nicht?«

»Nein, Señor Sinclair. Dieses Rätsel habe ich nicht lösen können. Es muß aber mit dem Berg zusammenhängen. Oder anders gesagt: Aeba ist das Rätsel des Klosters.«

»Hat Pater Emilio noch mehr erzählt? Ich meine, er muß doch von seinen Tagen, seiner Zeit im Kloster berichtet haben. Über den Tagesablauf, zum Beispiel.«

»Natürlich, Señor. Aber sobald die Sprache auf Aeba kam, war die Angst da. Ich hatte das Gefühl, daß eine geistige Barriere ihn davon abhielt, weiter darüber zu reden.«

»Wie hat er die Fahrt nach England überstanden?«

»Gut. Auch den Flug. Obwohl er zum ersten Mal in seinem Leben geflogen ist. Er schien wieder normal zu werden. Und als ich ihn zu Father Hackmann brachte und ihm die Geschichte erzählte, da erwähnte der Father sofort Ihren Namen, Señor. Deshalb war ich nicht überrascht, Sie und Ihren Freund hier in Los Albas zu finden. Father Hackmann hat mir einiges über Sie erzählt. Ich wollte ja erst in London auf Sie warten, aber ich werde hier gebraucht.«

»Ist klar«, sagte ich. »Sie wissen demnach nicht, wer oder was Aeba ist«, murmelte ich. »Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als es selbst herauszufinden. Mit anderen Worten, wir müßten dazu in das Kloster hinein.«

Suko meldete sich. »Es wird schwer sein, John. Hast du dir die Lage schon mal angesehen?«

Juan Ortega nickte heftig. »Ihr Freund hat recht, Señor. Das Kloster ist eine Festung. So gut wie uneinnehmbar. Da sind schon Armeen vergeblich gegen angerannt.«

»Okay, aber rein müssen wir.« Ich trank mein Glas leer. »Mit dem Wagen kommen wir ja nicht bis dort oben hin. Das ist klar. Wie kommt denn Ihr Vater immer dorthin?«

»Auf einem Esel«, antwortete Juan Ortega.

Ich lachte. »Ist ja phantastisch. Warum sollen wir nicht auch auf einem Esel reiten?«

Suko räusperte sich. »Warum schaust du mich dabei so an?«

»Keine Angst, ich reite schon nicht auf deinem Rücken.«

Juan Ortega blieb ernster. »So lustig wie Sie finde ich das nicht«, erklärte er.

»Sie werden sich wundern, über welche Wege und Geländeformen Sie reiten müssen. Und dann noch in das Kloster hineinzukommen, das ist auch nicht einfach. Die Mönche lassen niemanden zu sich herein, Señores.«

»Bei uns müssen sie eine Ausnahme machen«, sagte ich.

Suko stand plötzlich auf.

»Was ist?« fragte ich.

Mein chinesischer Freund und Partner wandte sich an Juan Ortega.

»Erwarten Sie Besuch, Señor Ortega?«
»Wieso? Ich…«
»Da ist jemand an der Tür.« Suko hielt plötzlich seine Waffe in der Hand, glitt ein paar Schritte zur Seite und verschwand hinter einem Mauervorsprung.
Auch ich war aufmerksam geworden, während Juan Ortega blaß wurde.
Und dann druckte jemand die Tür auf.
Im nächsten Augenblick schrie der junge Spanier auf.
»Carmen!« rief er und rannte auf ein Mädchen zu, das am Ende seiner Kräfte stand…

***

Das junge Mädchen taumelte in den Raum. Es konnte sich kaum auf den Beinen halten. Der lange Fellmantel war schmutzig und zum Teil zerrissen. Das lackschwarze Haar klebte ihr im Gesicht. Sie machte ein, zwei taumelnde Schritte in das Zimmer hinein, dann gaben ihre Knie nach, und sie brach zusammen.
Juan Ortega konnte sie im letzten Augenblick auffangen, sonst wäre sie schwer gestürzt.
Er nahm sie auf die Arme und trug sie zu einer Couch. Ich machte ihm Platz.
Suko trat wieder hinter dem Mauervorsprung hervor. Er steckte seine Pistole weg.
Juan zog dem jungen Mädchen den Mantel aus. Carmen war nicht ohnmächtig. Ihr Atem ging stoßweise, die Augen hatte sie weit aufgerissen. Die Lippen zitterten.
»Carmen!« flüsterte Juan. »Carmen, was ist?« Er beugte sich über sie und streichelte die blassen Wangen.
»Wer ist dieses Mädchen?« fragte ich.
»Carmen Valdera, meine Verlobte«, antwortete er tonlos.
»Geben Sie Ihr einen Schluck.«
»Ja.« Juan Ortega nahm ein Glas, schenkte Weinbrand ein und setzte es ihr an die Lippen.
Das Mädchen schluckte automatisch. Ihr Blick wurde klarer, und langsam kehrte die Farbe in ihr Gesicht zurück.
Juan stellte das Glas weg. Mit den Fingerspitzen strich er über Carmens Wangen. »Was ist denn, Carina? Rede doch, bitte…«
Carmen versuchte ein Lächeln, als sie in das Gesicht ihres Verlobten schaute, doch dann wurde ihr Blick wiederängstlich. »Es – es war so schrecklich…« Sie verstummte.
Ich hielt mich zurück. Es war nicht gut, wenn Carmen jetzt einen Fremden sah und mit ihm sprach. Sie mußte Schreckliches erlebt haben, und ich fand es besser, wenn sie jetzt mit einer ihr bekannten

Person redete.
»Was war schrecklich?« hakte Juan Ortega nach.
»Ich – ich habe ihn gesehen«, flüsterte das Mädchen. »Ich wollte zu dir, da kam der Reiter. Er ritt durch die Luft, lachte und…«
Sie schluckte und begann zu weinen. Wir warteten, bis sie sich beruhigt hatte. Dann erzählte sie stockend weiter.
»Er war nicht allein. In seinen Krallen hielt er einen Menschen. Es war – dein Vater, Juan!«
Der junge Ortega zuckte zurück. »Hast du dich auch nicht getäuscht, Carmen?«
»Nein. Ich habe ihn genau gesehen. Dein Vater ist tot.«
Juan Ortega schloß die Augen. Hart preßte er die Lippen zusammen. Seine Wangenmuskeln spielten. Die Klarheit seiner Augen verschwamm im Tränenwasser.
Er ballte die Hände, drehte sich halb um und blickte mich an.
»Wir werden es nachprüfen«, sagte ich leise. Etwas anderes fiel mir im Augenblick nicht ein.
»Sie hat sich bestimmt nicht getäuscht«, sagte Juan. »Die anderen sind grausam.«
»Wen meinen Sie damit?«
»Nun – Aeba.«
Immer wieder dieses verdammt Wort. Mittlerweile hatte es sich für mich zu einem Alptraum entwickelt. Ich wußte nicht, was dahintersteckte, aber es war ein Schlüsselwort. Vielleicht, so überlegte ich, brachte mich die Lösung des Rätsels auf die Spur irgendeines gigantischen Vorhabens, das von dämonischen Mächten gesteuert wurde. Es war oft so, daß kleine Anzeichen eine große Sache ankündigten. Ich hatte mittlerweile einen Blick dafür. Wenn Dämonen etwas planten – damit unterschieden sie sich nicht von normalen Verbrechern –, mußten sie vorbereiten, organisieren, Helfer gewinnen. Bei Gangstern lief dies meist im geheimen ab. Dämonisches Treiben fiel mehr auf, auch wenn es nur geringste Vorbereitungen waren.
Und das war eben unser Vorteil. Wenn unbeteiligte Zeugen in diese Vorbereitungen hineingezogen wurden, reagierten sie oft hysterisch, so daß die Polizei rascher davon erfuhr. Die Menschen waren halt bereit, sofort zur Polizei zu laufen und ihre ungewöhnlichen Beobachtungen zu melden. Aus diesen Kreisen hatte ich schon mehr als einmal einen entscheidenden Hinweis erhalten und konnte somit ein größeres Unheil verhindern. Auch hier in Los Albas schienen mir diese Voraussetzungen gegeben zu sein, denn Carmens Beobachtungen waren für uns sehr wertvoll.
Dem Mädchen ging es mittlerweile ein wenig besser. Ich drückte Juan Ortega zur Seite und beugte mich über Carmen. Auf französisch sprach ich sie an. »Sie brauchen keine Angst zu haben, Mademoiselle,

Sie sind hier in Sicherheit. Ich heiße John Sinclair und bin ein Freund Ihres Verlobten. Wir wollen uns gemeinsam bemühen, das Rätsel zu lösen. Wollen Sie uns dabei unterstützen?«

»Ja«, lautete die schwache Antwort. Und in Carmens Augen las ich das Vertrauen, das sie mir entgegenbrachte.

»Wo haben Sie diesen Reiter gesehen?«

»Auf dem Weg hierher.«

»Von wo kam er?«

»Ich weiß nicht genau.«

»Kam er vom Kloster?«

Carmen schluckte. »Das kann sein. Ich – ich habe es nicht so genau gesehen. Alles ging so plötzlich. Ich hörte ein Brausen, dann ein Gelächter, und da sah ich den Reiter.«

»Können Sie ihn beschreiben?«

»Er hatte eine Rüstung an. Auf der Brust flimmerte ein großes A. Eine Halbmaske hatte er vor dem Gesicht. Sein Pferd war schwarz, und aus den Nüstern schlug eine Feuerlohe. Ich – ich glaube, es war der Teufel.«

Mit dieser Annahme lag sie gar nicht mal so weit daneben.

Mit dem Teufel hatte der Reiter ganz sicher etwas zu tun. Sie alle – Dämonen und Gestalten der Schwarzen Magie – sind in letzter Instanz Diener des Teufels, Roboter des Bösen und des Grauens. Sie wollen das Chaos, die Panik und die Anarchie.

Die Erde solle in Trümmern liegen, und dann würde aus diesen Ruinen die Herrschaft des Bösen entstehen. Bis jetzt hatte es der Satan noch nicht geschafft, denn es gab immer wieder Menschen, die die Gefahr erkannten und sich gegen sie stellten.

Ich zündete mir eine Zigarette an. »Hatte dieser Reiter nun eine Botschaft für uns oder für Sie?« fragte ich Carmen interessiert.

»Nein. Er hatte nur Juans Vater vor sich über den Rücken des Pferdes gelegt und hat triumphierend gelacht.«

Nachdenklich stieß ich den Rauch aus. Was konnte dieser Reiter mit Gulio Ortega vorgehabt haben? Wahrscheinlich hatte er ihn getötet. Doch auch Dämonen töten nicht ohne Motiv oder wahllos. Sie wollen mit einem Mord immer etwas erreichen, und wenn es eine Bestrafung ist.

Ja, Bestrafung. Das mußte es sein. Gulio Ortega hatte Pater Emilio geholfen. Das hatten sie herausgefunden, und er war von den Mächten der Finsternis bestraft worden.

Ich drückte die Zigarette aus.

Mein Blick traf Juans Gesicht. In seinen Augen sah ich die Ratlosigkeit, aber auch die Sorge um seinen Vater schimmern.

Und mir wurde klar, daß auch er keinen Ausweg wußte.

»Wir sollten uns auf die Suche machen«, schlug Suko, mein

chinesischer Partner, vor.

Der Meinung war ich auch. Doch bevor es soweit kam, wurde uns die weitere Handlung buchstäblich aus den Händen gerissen.

Plötzlich hörten wir ein gellendes Pfeifen, dann ein dämonisches, teuflisches Gelächter. Beides erklang dicht über unseren Köpfen.

Im nächsten Augenblick aber wurde die Tür mit Brachialgewalt gesprengt, und der düstere Todesbote jagte auf seinem pechschwarzen Pferd mitten in Juan Ortegas Haus…

***

Keiner von uns hatte mit dieser Attacke gerechnet. Ein, zwei Herzschläge lang waren wir wie gelähmt. Bis Carmen schrie.

Und dieser Schrei riß uns aus der Erstarrung. Suko stand dem Reiter am nächsten. Er warf sich mit Todesverachtung dem Höllenboten entgegen. Ich sah ihn noch unter den wirbelnden Hufen verschwinden und kümmerte mich um das Mädchen.

Carmen saß wie versteinert auf ihrem Platz. Ich sprang auf sie zu, riß sie an der Schulter herum, trat mit dem Fuß gegen den Tisch, so daß er umkippte und wir ihn als Deckung benutzen konnten. Doch ich kam nicht mehr dazu, Carmen auf den Boden zu drücken. Die Ereignisse überschlugen sich. Feuer strömte aus den Nüstern des Pferdes. Juan Ortega schrie gellend. Ich sah ihn stehen, mit halb erhobenen Händen, und dann tanzten plötzlich die Flammen auf seiner Kleidung. Über den Tisch flog ich hinweg, bekam zum Glück eine herumliegende Decke zu fassen und preßte sie auf Juans brennende Kleidung.

Die kleinen Flammen wurden erstickt. Rauch wölkte auf, biß in meiner Nase.

»Bleib so liegen!« schrie ich Juan Ortega zu, kreiselte herum, zog meine mit Silberkugeln geladene Beretta und stellte mich dem Reiter.

Wieder fauchten Feuerzungen aus den Nüstern, begleitet von einem gellenden Lachen des Reiters. Doch ich war gewarnt und duckte mich, so daß die Flammen über meinen Kopf hinwegstrichen und ich nur den Gluthauch der Hölle spürte. Meine Nackenhaare stellten sich auf. Ich feuerte.

Im selben Augenblick riß der Reiter seinen schwarzen Gaul hart herum, und die geweihte Silberkugel zischte dicht an seinem Kopf vorbei.

Dann trieb der Reiter sein Pferd an. Er sprengte auf mich zu. Ich flog zur Seite, warf zwei Sessel um und entging so den Hufen und den beiden neuerlich ausgestoßenen Feuerlanzen, die dafür jedoch eine Gardine in Brand setzten. Wie ein Wahnsinniger hämmerte ich die Kugeln aus dem Lauf, weil ich den verdammten Reiter einfach stoppen mißte, bevor er noch mehr Unheil anrichtete. Ich traf ihn auch. Mehrmals sogar.

Doch das flimmernde A auf seinem Panzer schluckte die geweihten Geschosse.

Auf den Kopf konnte ich nicht zielen, da sich der Reiter in dauernder Bewegung befand. Jetzt riß er das Pferd auf die Hinterbeine, beugte sich im nächsten Moment aus dem Sattel, ließ sich dabei fast zu Boden fallen und streckte den rechten Arm aus.

Seine Finger gruben sich in Carmens Kleid. Hart riß er das Mädchen hoch.

»Carmen!« Juan Ortega schrie den Namen seiner Verlobten. Er wollte sich aus seiner Decke wühlen, doch er war zu langsam. Carmen hatte keine Chance, sich aus dem eisenharten Griff zu befreien. Wie eine leblose Puppe wurde sie über den Pferderücken geworfen.

Ich sprang über den Tisch, schnellte vor dem Reiter in die Höhe und krallte meine Finger in die ledernen Zügel. Die Beretta hatte ich eingesteckt. Das Magazin war leergeschossen, und zum Nachladen war mir keine Zeit geblieben. Die freie Faust des Reiters fuhr von oben nach unten. Es war ein wuchtiger Schlag, und er traf meine Gelenke.

Unwillkürlich schrie ich auf. Ich hatte das Gefühl, als wären meine Hände in glühende Lava getaucht worden. Der Schmerz zuckte durch meine Arme, fraß sich tiefer in die Schultern hinein, drang aber nicht weiter vor. Über den Grund dachte ich nicht nach, denn der Reiter riß seinen Gaul herum und schleuderte mich mit. Mit den Füßen fegte ich einen noch stehenden Stuhl um, knallte mit den Knien gegen einen Mauervorsprung und wurde weiter mitgerissen.

Der Reiter sprengte auf den Ausgang zu. Dicht vor mir tauchte eine Wand auf. Mit der rechten Schulter prallte ich gegen das Mauerwerk, wurde herumgedriftet und trotzdem weitergezerrt.

Mit mir am Zügel hängend jagte der Reiter durch die Tür. Er stieß heisere Anfeuerungsschreie aus, und wir erreichten das Freie.

Ein Sprung, und das pechschwarze Pferd setzte über unseren Mercedes hinweg.

Ich stieß mit den Knien gegen das Dach. Es dröhnte dumpf, und meine Kniescheiben nahmen mir diesen Stoß verdammt übel.

Noch immer hielt ich eisern fest. Ich hing an dem verfluchten Zügel und konnte meine Hände auch gar nicht mehr davon lösen, denn irgendwie war ich mit dem Tier und seinem Reiter auf eine magische Weise verbunden. In diesem engen Tal war es inzwischen dunkel geworden. Nur noch einige Berggrate glühten im letzten Licht der untergehenden Sonne. Ihre Strahlen berührten auch das Kloster und ließen es aussehen wie mit Blut übergossen. Der Reiter jagte die schmale Straße hoch. Eisenharte Hufe trommelten über den Boden, warfen sprühende Funken. Ich wurde an der rechten Seite des Gauls mitgeschleift und biß die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuschreien. Wieder stießen Feuerlanzen aus den Nüstern. Der Wind

trieb sie zurück, und sie leckten über mein Gesicht, ohne mich allerdings zu verbrennen.
Dann hörte ich einen irren, wilden Schrei. Der Horror-Reiter hatte ihn ausgestoßen und damit dem Pferd ein Signal gegeben.
Es erhob sich in die Luft.
Wie bei Pegasus, dem fliegenden Pferd aus der griechischen Sage. Nur hatte dieser Gaul keine Flügel. Ich verlor den Kontakt mit dem Boden. Auch ein letzter Versuch, meine Finger von dem Zügel zu lösen, schlug fehl. Ich wurde kurzerhand mitgerissen auf eine mörderische Reise in die eiskalte Bergluft der Pyrenäen…

***

Suko sah noch die Pferdehufe vor sich auftauchen, dann folgte der totale Blackout.
Aus, nichts. Vorbei.
Aber dieses Wegsein dauerte nicht lange. Nicht einmal eine Minute. Suko kam genau dann wieder zu sich, als ich am Zügel des Pferdes hängend verschwand.
Der Chinese setzte sich auf.
Er verzog das Gesicht und tastete an seinem Kopf hoch, wo an der rechten Schläfe eine Beule wuchs. Dort hatte ihn der Huf getroffen.
Aber nicht nur ihm ging es schlecht. Auch Juan Ortega hatte es arg erwischt. Er war es, der den Brand entdeckte. Die Flammen leckten an der Gardine hoch und hatten den Stoff in einen glühenden Feuerstreifen verwandelt.
Juan Ortega schrie auf. Trotz der Flammen fetzte er die Gardinenreste von der Stange und trampelte so lange darauf herum, bis die Flammen gelöscht waren.
Suko hatte inzwischen wieder zu sich gefunden. Er drehte sich um die eigene Achse und schaute sich dabei wild um.
»Wo ist John?« herrschte er Juan an.
Der junge Franco-Spanier hob die Schultern und machte ein verzweifeltes Gesicht.
»Er ist weg.«
»Das sehe ich selbst.« Suko sprang über zwei umgekippte Stühle und lief auf Juan Ortega zu. Er sah, daß der Mann mit seinen Nerven am Ende war, aber darauf konnte er jetzt keine Rücksicht nehmen.
Suko schüttelte Juan Ortega durch. »Mensch, rede!« rief er. »Jede Sekunde ist wichtig.«
Ortega nickte verbissen. »Der Reiter hat sie mitgenommen. Beide. Sinclair und Carmen!«
Der Chinese ließ Juan los. »O verdammt«, sagte er, »das wußte ich nicht.«
»Es ist aber so. Und ich konnte nichts tun.«

»Erzähle.«

Juan Ortega berichtete, was sich zugetragen hatte. Er redete auch davon, wie plötzlich seine Kleider Feuer gefangen hatten und ich ihn gerettet hatte.

Suko hörte mit unbewegtem Gesicht zu. Für ihn gab es nur eine Möglichkeit, wo sich Carmen und ich uns befinden konnten. Und das sagte der Chinese auch.

»Sie sind bestimmt zum Kloster hoch.« Juan nickte. Dann hob er in einer hilflosen Gebärde beide Schultern. »Wenn das stimmt, haben wir kaum eine Chance.«

Suko war da anderer Meinung. »Erst einmal abwarten und nur nicht die Flinte ins Korn werfen.«

Er ging auf die Tür zu, und Juan folgte ihm. Mit Einbruch der Dunkelheit war das Thermometer gefallen. Die Kälte schien in dem kleinen Tal wie eine Wand zu stehen. Der Frost drückte sie dem Boden zu. Die Dorfstraße war leergefegt. Keine Strahlenlaterne leuchtete. Weiter unten schimmerte es hell hinter einigen Fenstern. Das Kloster war längst nicht mehr zu sehen. Die Dunkelheit hatte es verschluckt. Zum Glück war es windstill, so daß die Temperaturen zu ertragen waren.

Der Mercedes stand unbeschädigt dort, wo Suko und ich ihn verlassen hatten.

Suko ging auf den Wagen zu. Er war nicht mehr weit von der Beifahrertür entfernt, als seine Fußspitze gegen etwas Weiches stieß.

Der Chinese bückte sich und sah eine Gestalt am Boden liegen. Im Haus brannten noch ein paar Kerzen. Sie hatten die Auseinandersetzung überstanden. Der aus der offenen Tür fallende Lichtschein reichte aus, um erkennen zu lassen, daß es sich um einen älteren Mann handelte, gegen den Suko gestoßen war.

Sukos Hand fuhr dort hin, wo das Herz sitzt.

Es schlug nicht mehr.

Der Mann war tot.

Suko brauchte kein Hellseher zu sein, um zu wissen, wer dieser Tote war. Er erhielt auch sehr rasch die Bestätigung.

Juan Ortega trat aus dem Haus, ging auf Suko zu, schaute ihm über die Schulter und warf sich im nächsten Augenblick neben dem Chinesen zu Boden.

»Vater!« schluchzte er auf und barg sein Gesicht an der Brust des Toten.

Suko erhob sich. Ihm lief eine Gänsehaut über den Rücken.

Der Schmerz wühlte den jungen Ortega auf. Er weinte wie ein Kind.

Suko stand neben ihm mit einem Gesicht, das wie aus Granit gemeißelt zu sein schien. Wieder einmal erlebte er mit, wie grausam Dämonen mit Menschenleben umgingen und welche Schmerzen ein

Mensch verspürte, der einen nahen Verwandten verloren hatte. Einen Mann, der sich gegen die Mächte der Finsternis gestellt hatte und seinen Preis dafür bezahlen mußte.

Es waren immer wieder diese und ähnliche Szenen, die Suko und auch mir die Entschlossenheit zum Weitermachen gaben, die unsere Einstellung festigten, gegen das Böse zu kämpfen und es auszumerzen.

Minutenlang ließ Suko Juan Ortega allein in seinem Schmerz. Dann legte er ihm die Hand auf die Schulter.

»Kommen Sie, Juan. Wir können nicht hier in der Kälte bleiben.«

Juan nickte. Dann drehte er sich halb um und blickte Suko von unten her an. »Was – was geschieht mit meinem Vater?«

»Wir bringen ihn ins Haus.«

»Und dann? Er ist getötet worden. Wir müssen die Polizei verständigen…«

Sukos Stimme wirkte beruhigend auf den jungen Ortega. »Zuerst müssen wir Ihren Vater hineinbringen.« Der Chinese bückte sich. »Ich helfe Ihnen.«

Gemeinsam hoben die beiden Männer den Toten an. Juan Ortega weinte, als er mithalf, seinen Vater ins Haus zu tragen.

Suko kickte die Tür mit dem Fuß zu. Er wollte nicht, daß eventuell Neugierige ins Haus schauten.

Sie legten den Toten auf die Couch, die sie zuvor aufrichten mußten. Das Gesicht der Leiche zeigte keinen friedlichen Ausdruck. Im Gegenteil, es war verzerrt, als hätte der Tote kurz vor dem Sterben noch alle Schrecken der Hölle durchgemacht.

Juan faltete die Hände seines Vaters vor der Brust zusammen.

»Adios«, flüsterte er. »Ich werde alles tun, um deinen Tod zu sühnen, Vater.«

Suko stand stumm daneben. Seine Gedanken beschäftigten sich bereits mit der nahen Zukunft. Sie durften jetzt keine Zeit mehr vertrödeln. Wenn sie noch etwas retten wollten, dann mußten sie hoch zum Kloster. Auch ohne große Vorbereitungen.

»Ich werde der Polizei Bescheid geben«, sagte Juan Ortega.

Suko hielt ihn zurück. »Nein, das wäre falsch.«

»Wieso?«

»Wir würden zuviel Zeit verlieren. Es gäbe Verhöre. Protokolle müßten geschrieben werden. Nein, es ist besser, wenn wir uns gleich auf den Weg machen, um Carmen und John Sinclair zu befreien.«

»Aber wir haben keine Ausrüstung«, wandte Juan Ortega ein.

»Das Nötigste bringen wir schon zusammen.« Suko packte Juan an beiden Schultern. »Reißen Sie sich zusammen. Ich weiß, daß es ein schwerer Schlag für Sie war, daß Sie Ihren Vater verloren haben. Aber Sie müssen sich damit abfinden, so hart sich dies auch anhört. Wir müssen jetzt an uns und an die anderen Lebenden denken. Und dazu

gehört Carmen, Ihre Verlobte.«

Juan nickte. »Ja, Sie haben recht. Entschuldigen Sie.« Seine Gestalt straffte sich. »Sagen Sie mir, was ich alles tun soll.«

»Mit einem Wagen kommen wir da nicht hoch. Also brauchen wir Esel. Können Sie die besorgen?«

»Das ginge schon.«

»Auch schnell?«

»Ich muß es versuchen. In der Nähe wohnt ein alter Bauer. Der hat mal eine Eselszucht gehabt. Einige Tiere hat er noch. Aber was soll ich sagen, wenn er nach dem Grund fragt?«

»Gar nichts.« Suko holte zwei Geldscheine aus der Tasche.

»Wenn Sie ihm die geben, wird er sicherlich auf jegliche Fragerei verzichten.«

Juan Ortega steckte das Geld ein. »Das glaube ich auch«, sagte er. Er holte seinen Fellmantel und hängte ihn sich über.

»Haben Sie auch noch einen für mich?« erkundigte sich der Chinese.

»Ich werde mal nachsehen. Der alte Mantel von meinem Vater müßte noch hier unten sein.«

Der Franco-Spanier ging. Suko blieb mit dem Toten allein zurück. Der Chinese meditierte.

Mit gekreuzten Beinen setzte sich Suko hin und entspannte Geist und Körper. Er bereitete sich auf eine Aufgabe vor, die sicherlich zu den härtesten gehörte, die er bisher vor sich gehabt hatte. Suko wußte nicht, wer oder was ihn in dem Kloster erwartete, wie viele Gegner gegen ihn standen und ob John und Carmen überhaupt noch lebten.

Alles Fragen, auf die Suko eine Antwort suchte und zu finden hoffte.

Es verging ungefähr eine halbe Stunde, bis Juan Ortega zurückkehrte. Sein Gesicht war rot angelaufen. Er schlug die Tür zu und streifte den Mantel von der Schulter.

Fragend blickte Suko ihn an.

Ortega nickte. »Ich habe es geschafft«, meldete er. »Der Alte hat mir zwei Esel verkauft.«

»Hat er viel gefragt?«

»Nein, der freute sich, als er die Geldscheine sah.«

Juan Ortega ging in einen anderen Raum. Als er zurückkam, hielt er den Mantel seines toten Vaters in der Hand.

»Der müßte einigermaßen passen«, sagte er.

Suko probierte ihn über. Er spannte zwar in den Schultern, doch das war nicht tragisch.

Sie nahmen auch noch einige andere Ausrüstungsgegenstände mit, die für einen Trip in die Berge unerläßlich waren: Seile, Eispickel, Klammern, Haken und Verbandskasten. Juan verstaute alles in einem Sack, den er über den Rücken des Esels hängte. Suko war in seiner Heimat schon öfter auf einem Esel geritten. Deshalb hatte er auch

keine Schwierigkeiten, aufzusteigen. Wenig später schon waren sie unterwegs. Und nach kurzer Zeit schluckte die Dunkelheit nicht nur die beiden auf den Eselsrücken sitzenden Gestalten, auch die Hufgeräusche verloren sich in der Ferne.

Es schien, als hätte es die beiden Männer nie gegeben. Und kein Dorfbewohner ahnte, in welch einer gefährlichen Mission Suko und Juan unterwegs waren…

***

Ad astra – zu den Sternen!

Vor Jahren hatte ich mal ein Buch mit diesem Titel gelesen. Ich fühlte mich jetzt wie jemand, der sich den Sternen nähert. Wir stießen hinauf in den nachtdunklen Himmel. Es schien, als wollten wir die kalte Pracht der Sterne durcheinanderwirbeln, doch wie unendlich weit waren diese Gestirne von uns entfernt!

Ich konzentrierte mich auf das Naheliegende. Und das war schlimm genug.

Noch immer hing ich an den Zügeln des Pferdes wie an einer magischen Kette. Der beißende, eiskalte Wind schnitt mir wie mit unzähligen kleinen Messern ins Gesicht. Meine Hände spürte ich schon längst nicht mehr. Sie schienen zu Eisklumpen gefroren zu sein. Auch in den Armen hatte ich kein Gefühl mehr, die Blutzirkulation schien zum Stillstand gekommen zu sein. Dicht vor mir sah ich die Hinterbeine des Rappen. Wenn ich den Kopf hob, konnte ich den Reiter sehen und sein großes A auf der Brust. Senkte ich den Blick, so ließ die frostklare Luft eine ungeheure Weitsicht zu.

Ich sah schneebedeckte Gipfel im letzten Widerschein der verschwindenden Sonne aufleuchten. Sie schillerten in sämtlichen Farben, obwohl das Rote dominierend war. Jeder Kunstmaler hätte an dieser prächtigen Naturkulisse seine Freude gehabt.

Ich weniger, denn mir ging es verdammt mies. Die eisige Luft stach mir in die Lungen. Hinzu kam die Angst, daß der Reiter die magische Verbindung lösen würde. Dann hätte es einen Oberinspektor John Sinclair gegeben. Ich würde in die Tiefe stürzen und…

Doch das hatte der Horror-Reiter zum Glück nicht vor. Weiterhin jagte er mit Carmen und mir dem geheimnisvollen Kloster entgegen.

Der Wind fuhr mit seinen eisigen Fingern unter meine dünne Kleidung. Meine Haare flatterten, wurden zerzaust und zerwühlt. Luftwirbel spielten mit mir, drifteten mich einmal zur Seite, dann wieder auf den Rücken und brachten mich anschließend in die Bauchlage, damit sie das Spiel wieder von vorn beginnen konnten.

Nicht zum erstenmal wurde ich wie ein Spielball durch die Luft getragen. Erst vor wenigen Wochen hatte ich D. Kalurac, Draculas Neffen, im Luftkampf getötet. Aber da war ich nicht so hilflos gewesen

wie jetzt. Die Zeit kam mir unheimlich lang vor. Und mit jeder Sekunde, die verstrich, fraß sich die Kälte tiefer in meinen Körper, so daß ich vermeinte, zu einem Eisklumpen zu gefrieren. Wann endlich würden wir das Kloster erreichen? Selten in meinem Leben hatte ich mich so nach einem Ziel gesehnt. Auch wenn dieses für mich Gefangenschaft – und vielleicht sogar den Tod bedeutete.

Den Mond sah ich nicht. Er stand in meinem Rücken. Doch sein fahles, silbriges Licht ließ die Berggipfel aufblitzen, als wären sie mit unzähligen Brillanten bestückt. Über den Reiter machte ich mir kaum Gedanken. Hatten wir erst einmal das Kloster erreicht, würde sich das Geheimnis sicherlich von selbst lüften.

Und plötzlich sah ich die Mauern. Hoch und unüberwindlich schienen sie zu sein. Für eine Ewigkeit gebaut, als Trutzburg des Guten. Doch kein Kreuz stand auf den Türmen, kein christliches Symbol bedeckte die Mauern, nach denen die Mächte der Finsternis ihre Klauen ausgestreckt hatten. Schon näherten wir uns dem Innenhof. Er bestand aus einem großen Geviert, das leer und verlassen unter uns lag. Der Reiter landete.

Er hatte die Geschwindigkeit verringert. Das Pferd streckte die Beine aus, berührte das unebene Gestein und zog eine lange Funkenspur hinter sich her. Der Horror-Reiter stand.

Mir fiel ein Stein vom Herzen, obwohl meine Lage mehr als beschneiden war. Ich hing in einer Schräglage. Die Fußspitzen berührten den Boden. Meine Arme waren ausgestreckt, die Hände umklammerten nach wie vor die Zügel. Der Reiter bewegte sich leicht nach rechts. Er hob Carmen an und ließ sie zu Boden gleiten. Dann wartete er ab.

Plötzlich löste sich der magische Bann. Ich war darauf nicht vorbereitet und fiel hart auf das Gestein. Zum Glück konnte ich mein Gesicht schützen, aber der Aufprall war auch so noch hart genug.

Ich lag auf dem Innenhof des Klosters wie der große Verlierer. Wahrscheinlich war ich das auch. Nahezu naiv und blauäugig war ich in den Fall hineingestolpert, der mir bisher nur eins gebracht hatte: eine Niederlage. Ich versuchte, meine Glieder zu bewegen. Die Finger, die Zehen, die Arme… Ich schaffte es nicht einmal unter großen Schwierigkeiten.

Mein Kreislauf mußte sich förmlich auf dem Nullpunkt befinden, ich hatte kein Gefühl mehr in den Gliedern. Nur mit Mühe gelang es mir, den Kopf zu drehen und Carmen einen Blick zuzuwerfen.

Sie lag auf der Seite. Ihr Gesicht war kalkweiß. Ich kannte diese Blässe von Vampiropfern her oder von Leichen. Sekundenlang durchzuckte mich der heiße Schreck, doch dann sah ich, daß Carmen atmete.

Mit meinen Bemühungen ließ ich nicht nach. Immer wieder bewegte

ich Hände und Füße, versuchte, den Kreislauf in Gang zu bringen. Denn im Moment war ich wehrlos wie ein Baby. Trotz meiner Bewaffnung. Daß man mir die Beretta nicht abgenommen hatte, konnte ich nicht als einen Vorteil ausspielen, denn ich hatte sie noch nicht wieder geladen. Noch immer stand der Reiter wie ein Denkmal neben mir. Er wartete auf irgend etwas oder auf irgend jemanden. Ich rechnete damit, daß es der Abt war. Und ich hatte mich nicht getäuscht. Eine Tür schwang auf. Sie befand sich genau in meinem Blickfeld. Rötlichgelber Fackelschein fiel nach draußen, wurde aber schon nach wenigen Yards von der Dunkelheit verschluckt. Der Abt kam!

Ich sah eine hochgewachsene Gestalt im Türrechteck, sah die lange, weite Kutte, die ihn umwehte wie eine Fahne, und spürte fast körperlich den Haß, den mir dieser Mann entgegenbrachte.

Er hatte die Kapuze über seinen Kopf gezogen und die Arme in den Ärmeln versteckt. Mit gemessenen Schritten verließ er das schützende Kloster, ging über den Innenhof und steuerte genau auf mich zu.

Bis auf das monotone Jaulen des Windes war es ruhig in dem einsamen Bergkloster. Der Abt schritt lautlos. Nicht ein Stein knirschte unter seinen Füßen. Vor Carmen blieb er stehen. Er bewegte den Kopf und schaute zu dem Reiter hoch.

»Ich danke dir, daß du beide gebracht hast«, sagte er mit tonloser Stimme. »Mein Opfer an Aeba wird um so größer sein.«

Da war es wieder, dieses verdammte Wort, das ich nicht verstand. Aber ich nahm mir vor, diesen Don Alvarez danach zu fragen.

Ganz allmählich begann mein Kreislauf wieder zu arbeiten.

Das Blut pulste durch die Adern, doch ich hätte schreien können, solche Schmerzen hatte ich zu ertragen, da durch die verdammte Kälte fast alles abgestorben war.

Ich biß die Zähne zusammen und ließ mir nichts anmerken.

Der Abt hatte noch immer genug mit dem Reiter zu tun. Sie sprachen miteinander. Dann gab der Reiter seinem Pferd die Sporen, sprengte auf die Tür zu und löste sich plötzlich von einer Sekunde zur anderen buchstäblich in Luft auf.

Carmen, der Abt und ich waren allein. Doch nicht lange.

Plötzlich kamen sie. Hintereinander traten die übrigen Mönche aus der Tür. Zuerst zählte ich noch, doch bald ließ ich es bleiben. Es waren zu viele.

Die Mönche bewegten sich, als würden sie an unsichtbaren Fäden hängen. Und mir wurde klar, daß ich es bei ihnen nicht mit geistig normalen Menschen zu tun hatte.

Sie waren Dämonendiener.

Marionetten des Teufels.

Jeder zweite Mönch trug eine Pechfackel. Der in den Innenhof

fallende Wind spielte mit den Flammen, bewegte sie hin und her, so daß der Widerschein skurrile Figuren auf die dicken Innenmauern warf.

Jeder Mönch wußte genau, was er zu tun hatte. Stumm, als gäbe es einen in ihren Hirnen gespeicherten Befehl, teilten sie sich und bildeten ein offenes Karree.

Carmen und ich waren der Mittelpunkt!

Die Mönche blieben stehen wie eine menschliche Mauer. Sie standen so dicht, daß sie einander berührten. Die Fackelträger hatten ihre Arme ausgestreckt und ein wenig gesenkt, so daß der Schein über unsere Körper tanzte.

Don Alvarez, der dämonische Mönch, hielt seine große Stunde für gekommen. Er trat dicht an uns heran und senkte seinen Blick.

Zum erstenmal konnte ich in sein Gesicht schauen. Zur Hälfte wurde es von dem Bart eingenommen, doch die Augen waren zu sehen. Und darin las ich einen Ausdruck, wie ich ihn schon oft bei Menschen gesehen habe, die von einem Dämon besessen sind.

Es war eine Mischung aus Triumph, Wut und Wahnsinn.

Bisher hatte keiner von uns ein Wort gesprochen. Don Alvarez unterbrach das Schweigen.

Zuvor zog er mit einem Ruck seine Hände aus den Kuttenärmeln. Ich zuckte zusammen, denn seine Fäuste umklammerten zwei unterarmlange, gefährliche Dolche. Die Spitzen zielten nach unten. Sie zitterten dicht über meiner Brust.

»Damit werde ich dich töten, John Sinclair!« versprach der dämonische Abt…

***

Das Esel störrisch sind, davon hatte Suko schon gehört. Und er hatte darüber gelächelt. Doch als er am eigenen Leibe erfahren mußte, wie störrisch so ein Esel sein kann, wurde auch Sukos Geduld auf eine harte Probe gestellt. Plötzlich wollte das Tier nicht mehr.

Juan Ortega ritt vor. Sein Tier trottete dahin, aber Sukos Esel blieb stehen.

Auch Juan hielt an. Er stieg ab und blieb abwartend stehen. Sie befanden sich auf einem schmalen, steinigen, Weg, der serpentinenartig in die Höhe führte. Eine volle Wagenbreite hätte nicht Platz gehabt. Links wuchs eine rauhe Felswand hoch, rechts führten ausgedehnte Geröllhalden in die Tiefe. Es waren gewaltige Steinfelder, und da hinunterzurutschen konnte man nicht gerade als Vergnügen bezeichnen. Das wußte auch Suko, und deshalb sah er zu, daß er immer dicht an der Felswand blieb.

Sternklar präsentierte sich der Himmel. Auch der Mond schien. Als dunkle Buckel zeichneten sich Grate und Gipfel vor der kalten

Sternenpracht ab.

Je höher sie drangen, um so kälter wurde es. Der Lammfellmantel wärmte zwar, doch auch er konnte nicht verhindern, daß die Kälte so nach und nach durch die Kleidung drang. »Will er nicht?« rief Juan.

»Nein, zum Teufel.«

Suko hob den Arm und ließ ihn wieder fallen. Seine Hand klatschte gegen die Flanke des Esels, doch das Tier rührte sich nicht. Es schnaufte nicht einmal.

»Sie müssen ihm gut zureden«, schlug Juan vor.

Suko versuchte auch dies. Aber selbst Koseworte und Versprechungen reizten den Esel nicht, weiterzugehen. Resignierend hob Suko die Schultern.

Er stieg ab, ging dreimal um das Tier herum, um seine Muskeln zu lockern, und zog am Zügel. Der Esel stemmte sich dagegen. Zwar rutschte er durch den Zug weiter, doch er selbst bewegte nicht einmal den Schwanz.

Suko gab es auf. Er ließ die Arme sinken. »Wissen Sie denn nicht, wie man solch ein Tier überreden kann?«

Juan Ortega machte eine hilflose Handbewegung. »Es gibt zwar viele Esel bei uns, aber so genau habe ich mich mit denen noch nicht beschäftigt. Wenigstens nicht mit den vierbeinigen.«

»Ja, zweibeinige kenne ich auch«, sagte Suko. »Und da weiß ich, wie man die auf Vordermann bringt.«

Er räusperte sich. »Aber bei den vierbeinigen, da…«

Plötzlich wurden Sukos Augen groß. »Mensch, der läuft ja wieder.« Der Chinese war begeistert.

In der Tat lief sein Esel los, als wäre nichts geschehen. Und er duldete es auch, daß sich Suko auf seinen Rücken schwang. Weiter ging der Ritt.

Wie viele Menschen, so war auch Suko einer Täuschung erlegen. Der Weg vom Dorf bis hoch zum Kloster war ihm von unten aus gar nicht so weit erschienen. Aber in den Bergen täuschen die Entfernungen. Eine Strecke, die manchmal so kurz aussieht, ist oft sehr viel länger. Und die Zeit verrann.

Längst war es Abend. Irgendwo unten im Tal schlug eine Kirchenglocke. Der Klang wurde wie auf unsichtbaren Schwingen weitergetragen und hallte noch lange nach. Es hätte eine romantische Winternacht sein können, doch Suko und Juan verdrängten solche Gedanken. Vor ihnen lag eine verdammt harte Aufgabe. Sie wußten nicht, was oder wer sie in diesem Kloster erwartete.

Auch der Weg war mit Geröll bedeckt. Unter den Hufen der Tiere löste sich das lockere Gestein und rollte talabwärts. Die lauten Geräusche waren dabei leider nicht zu vermeiden. Ihr Klang war noch ziemlich weit zu hören. Der Wind hatte gedreht. Er blies jetzt aus

Nordwest. Die Luft schmeckte irgendwie anders. Nach Schnee.

Noch war nichts zu sehen, noch präsentierte sich der Himmel sternklar, doch Suko wußte, daß sich das Wetter in den Bergen innerhalb einer halben Stunde völlig verändern konnte.

Suko blickte immer wieder schräg nach oben, ob er nicht die Mauern des Klosters entdeckte. Ohne Erfolg. Überhängende Felsvorsprünge nahmen ihm die Sicht. Juan Ortega hatte berichtet, daß das Kloster an der entgegengesetzten Seite nur über eine Zugbrücke zu erreichen war. Der Aufstieg dort war weniger beschwerlich, dafür war die Zugbrücke immer hochgezogen. Sie überspannte ein tiefes, enges Tal, das schon mehr eine finstere Schlucht war. Unermüdlich trotteten die beiden Esel voran. Die Tiere hatten wirklich eine große Geduld. Hin und wieder schüttelten sie die Köpfe oder schnaubten. Dann stoben helle Atemwolken vor den Nüstern auf. Auch bei Suko und Juan riß die Atemfahne nie ab.

Immer wieder bewegten sich die beiden Männer, um wenigstens die ärgste Kälte aus den steifen Gliedern zu treiben. Dann tauchte das Kloster öfter im Blickfeld der beiden Männer auf. Immer, wenn sie eine Kehre hinter sich gebracht hatten, sahen sie die gewaltigen Mauern.

»Jetzt dauert’s nur noch eine Stunde!« rief Juan Ortega Suko über die Schulter zu.

»Wie schön für uns.«

Aus der Stunde wurden fast zwei, da die letzte Strecke äußerst beschwerlich war. Schneereste waren zu harten Eisrutschbahnen gefroren. Als weiße Buckel lagen sie oft quer über dem Weg.

In Gipfelnähe schützte keine Felswand mehr die Männer. Rechts und links des schmalen Pfades führten kleinere Gletscher in die Tiefe. Die Sicht war noch gut. Aus den zahlreichen Tälern grüßten winzige Lichter, während sich Suko hier oben vorkam wie auf dem Mond. Auch vom Kloster aus mußten sie längst bemerkt worden sein, falls jemand Wache hielt. Das schien nicht der Fall zu sein. Jedenfalls deutete nichts darauf hin, daß ihre Ankunft gemeldet worden war.

Eine letzte Biegung, dann führte der Weg direkt auf das Kloster zu.

Juan Ortega winkte Suko zu sich heran. »Wir lassen die Esel am besten hier zurück«, schlug er vor, »und gehen den Rest der Strecke zu Fuß.«

Der Meinung war Suko auch. Sie nahmen all das mit, was sie benötigten, um die dicken Mauern zu überklettern. Suko, der Kräftigere, trug die Sachen. Er übernahm auch die Führung.

Auf dem Weg zu laufen war schwieriger, als er es sich vorgestellt hatte. Vor allen Dingen deshalb, weil er keine Bergsteigerschuhe an den Füßen hatte. Mit seinen glatten Sohlen rutschte er immer wieder zurück.

Der Wind beutelte die beiden einsamen Männer regelrecht durch.
Über ihnen war die kalte Sternenpracht etwas verblaßt. Man sah sie wie durch einen Watteschleier. Ein Zeichen dafür, daß sich erste Wolken gebildet hatten.
»In spätestens einer Stunde wird es schneien«, bemerkte Juan Ortega. »Dann kann man hier nicht mehr die Hand vor Augen sehen.«
»Das glaube ich.«
Man merkte dem Chinesen nicht an, wie schwer die letzten Yards waren. Sein Atem ging kaum schneller. Suko hatte eine sagenhafte Kondition.
Dann standen sie vor der Klostermauer. Hoch wuchsen die Quader vor ihnen auf.
Die Männer hatten sich ein paar Schritte vom Weg entfernt. Sie mußten sich schräg stellen, da neben ihnen direkt ein langer, von Schneefeldern unterbrochener Geröllhang begann.
Suko ließ seine Blicke über das Mauerwerk schweifen. Die Steine lagen dicht aufeinander. Nahezu fugenlos und glatt. Nicht einmal eine Bergziege wäre hier hochgekommen. Sie mußten es also mit dem Seil und der Hakensperre versuchen.
»Sieht mies aus, nicht?« flüsterte Juan Ortega. Er sprach leise, als hätte er Angst davor, daß andere mithörten.
Suko nickte. Er hatte sich das Seil über die Schulter gerollt und den viergliedrigen Haken an den Gürtel gesteckt. Der Chinese ließ das Seil von der Schulter rutschen, rollte es etwa einen Yard lang auf und wog es prüfend in der rechten Hand.
»Der erste Wurf muß sitzen«, sagte er. Juan beobachtete gespannt den Chinesen, vor dem er in den letzten Stunden so etwas wie Hochachtung bekommen hatte.
Suko ging noch einen Schritt weiter nach rechts, blickte an der Mauer hoch und gab noch mehr Seil zu. Es war ein riskantes Unternehmen. Suko mußte zusätzlich sein Gleichgewicht halten. Haken und Eispickel hatten sie zum Glück nicht gebraucht, aber das Seil war jetzt lebenswichtig geworden.
Der Chinese ließ das Seil kreisen. Einmal, zweimal – gab noch etwas nach, und dann fegte der viergliedrige, sternförmige Haken in die Höhe. Suko hatte genau gezielt. Dicht an der Mauer entlang schoß der stählerne Stern hoch, schwang über die Kuppe – ein helles, metallisches Klirren – und hakte sich fest.
»Geschafft!« zischte Juan Ortega. In seinen Augen wetterleuchtete es.
Suko prüfte die Belastbarkeit des Seils. Der Haken saß fest. Sie hatten bereits vorher abgesprochen, wie sie vorgehen wollten. Suko stieg als erster.
Er nickte Juan Ortega noch einmal zu, lächelte, packte das Seil mit beiden Händen und fing an, sich hochzuhangeln. Es war eine

Schufterei. Mit den Beinen stemmte sich Suko am Mauerwerk ab.

Auf der Hälfte der Streckte legte Suko eine kleine Pause ein und schaute zurück.

Juan Ortega stand unter ihm und winkte. Der Chinese machte weiter.

Plötzlich sah er den rötlichen Widerschein dicht oberhalb der Klostermauern. Diesen Schein hatten weder er noch Juan von unten gesehen. Suko kannte sich aus. Er wußte, daß dieser Widerschein nur von einer Anzahl von Fackeln stammen konnte. Er rechnete damit, daß der Innenhof des Klosters beleuchtet war.

Warf er einen Blick nach links, so sah er einen der beiden Türme. Er sah im Dunkeln aus wie eine viereckige, übergroße Zigarre.

Noch zwei Yards, dann hatte er es geschafft. Die anstrengende Kletterei zerrte an seiner Kondition. Trotz der Kälte begann Suko zu schwitzen. Auf dem letzten Yard wurde er noch vorsichtiger und kletterte langsamer. Sein Kopf befand sich bereits auf gleicher Höhe mit der Mauerkrone, als er seinen rechten Arm ausstreckte und die Finger um das Gestein krallte. Jetzt beglückwünschte sich Suko, keine Fäustlinge übergestreift zu haben. Er fand Halt. Langsam zog Suko sein Bein nach. Er winkelte das Knie an, stützte sich damit auf der Mauerkrone ab und zog das andere Bein sofort nach, während sein linker Arm vom Seil weg vorschnellte.

Suko lag auf der Mauer. Flach und schwer atmend. Nur langsam beruhigten sich seine Lungen. Die Mauer war ungefähr so breit wie der Weg, und der Chinese konnte bequem darauf liegen. Jetzt streifte ihn auch der Fackelschein. Mein Freund stützte sich mit den Ellbogen ab und drehte vorsichtig den Kopf nach rechts. Gerade so weit, daß er in den Hof des Klosters hineinschauen konnte. Suko zuckte zusammen, als hätte er einen Schlag mit der Peitsche erhalten. Die Fackeln, die den Innenhof erleuchteten, steckten nicht in Halterungen an der Wand, sondern befanden sich in den Händen von zahlreichen Mönchen. Sie alle hatten die Köpfe erhoben und ihre Gesichter dem auf der Mauer hockenden Suko zugewandt. Der Chinese wurde klar, daß ihre Überraschung nicht gelungen war. Im Gegenteil. Die Mönche hatten ihn erwartet!

***

Ich glaubte dem Abt das Versprechen aufs Wort. Nichts würde ihn mehr befriedigen, als meinen Tod mitzuerleben.

Plötzlich begann mein Herz rasend zu hämmern. Ich hatte das Gefühl, als würde es jeden Augenblick aus dem Körper springen.

Don Alvarez lachte. »Jetzt hast du Angst, wie?«

Ich konnte es nicht leugnen.

Die Messer senkten sich. Synchron. Mit gleichmäßiger Geschwindigkeit zielten sie auf meine ungeschützte Brust, um sie zu

durchbohren.

Ich riß mich zusammen, und es kostete mich eine Riesenüberwindung.

»Ich würde es an deiner Stelle nicht tun!« keuchte ich.

Die Messer waren nur noch eine Handbreit von meiner Brust entfernt.

»Und warum nicht?« fragte der Abt.

Ich setzte alles auf eine Karte.

»Ich könnte dir wichtige Informationen geben. Zum Beispiel über das Dämonenreich oder…«

»Ha! Du winselst um dein erbärmliches Leben, Sinclair.« Er lachte. »So schwach, wie du bist – nein, das hätte ich von dir nie gedacht. Und da haben die anderen Angst vor dir. Ich kann nur darüber lachen. Mehr nicht.«

Mir war es egal, was er tat. Hauptsache, er nahm die verdammten Messer weg, denn davor hatte ich im Augenblick einen wirklichen Horror. Außerdem mußte ich zusehen, daß die Steifheit aus meinen Gliedern verschwand. Wenn er dann zustieß, würde er keinen bettelnden Gegner vor sich haben. Darauf konnte sich dieser Abt verlassen. Er nahm die Messer zwar nicht weg, er senkte sie aber auch nicht mehr. So hatte ich immerhin einen Teilerfolg errungen. Außerdem brauchte ich Zeit. Ich wollte wissen, was mit diesen verdammten Horror-Reitern los war und was der Begriff Aeba bedeutete.

Doch vorerst kam ich nicht dazu, ihn zu fragen. Carmen begann sich zu bewegen. Sie war bisher bewußtlos gewesen. Jetzt erwachte sie aus diesem Trancezustand und kündigte es mit einem Seufzlaut an.

Ich wurde uninteressant für Don Alvarez. Statt dessen wandte er sich dem Mädchen zu.

Die Messer steckte er weg, bevor er ihren Kopf anhob, sich niederkniete und Carmen hinsetzte. Das Mädchen saß so, daß es mich ansehen mußte.

Die Fackeln warfen einen rötlichen Schein über ihr Gesicht. Eine befand sich so dicht neben ihrem Kopf, daß ich befürchtete, das Feuer würde ihre Haare versengen.

»Wie fühlst du dich, mein Täubchen?« fragte der Abt.

Er redete spanisch, und ich verstand nicht alles. Carmen schien noch nicht ganz in der Welt zu sein. Ihr Blick war etwas unklar. Dann sah sie mich. Ihr Gesicht verzog sich. Sie runzelte die Stirn, kramte wohl in ihrer Erinnerung und wußte doch nicht, wo sie mich hinstecken sollte.

Der Abt kicherte. »Ja!« zischte er. »Sieh ihn dir nur genau an. Er ist gekommen, um euch zu retten, aber jetzt ist er genau wie du mein Gefangener.«

Carmen fror. Sie schüttelte sich, und ich sagte: »Gebt ihr wenigstens eine Jacke.«

»Du hältst dich da raus, Sinclair!«

Ich schwieg, denn wenn sich der Abt weiter in seine Wut hineinsteigerte, würde er sich unter Umständen zu unkontrollierten Reaktionen hinreißen lassen. Schon die ganze Zeit über fragte ich mich, wohin der Reiter verschwunden war. Er hatte sich zwar in Luft aufgelöst, aber war er in eine andere Dimension geritten? Oder hatte er sich im Innern des Klosters wieder neu manifestiert? Während sich der Abt um Carmen kümmerte, bewegte ich meine Finger und die Zehen und versuchte so, wieder Gefühl in meinen Körper zu bekommen. Hin und wieder beobachtete ich auch die uns umstehenden Mönche. Von ihnen schien mir im Augenblick keine unmittelbare Gefahr zu drohen. Ich glaubte, daß sie nicht von allein handelten, sondern erst auf einen Befehl ihres Abts warteten. War das meine Chance?

Ich winkelte die Arme an und stützte mich auf die Ellbogen. Don Alvarez merkte nichts, oder er ließ mich bewußt in Ruhe. Es war mir auch egal, Hauptsache, ich konnte die Initiative an mich reißen.

Der Abt redete weiter mit Carmen. Er berichtete von seinen Triumphen, und dabei fiel immer wieder das Wort Aeba. Mir war es jetzt egal, was der Begriff bedeutete. Ich wollte so rasch wie möglich den Spieß umdrehen und zusehen, daß ich diesen irren Mönch zur Räson brachte. Ich schob mich etwas weiter nach hinten, um einen besseren Aktionsradius zu haben. Meine Hand ließ ich unter das Jackett rutschen, denn die Beretta steckte noch im Holster. Ungeladen!

Doch das wußte Don Alvarez nicht. Meine Finger fanden das Metall der Waffe. Unendlich behutsam zog ich sie aus dem Holster. Der Abt redete immer noch auf Carmen ein. Er schrie ihr flammende Worte ins Gesicht, doch sie schüttelte nur den Kopf, riß die Hände vors Gesicht und brüllte: »Nein, nein, das darf nicht wahr sein! Du lügst! Du…«

»Ich lüge nicht!« schrie Don Alvarez zurück. Er packte Carmen an beiden Schultern und schüttelte sie durch. »Ich werde euch opfern. Aeba wartet. Im Berg wirst du in die andere Dimension hineingeworfen, und dort werden dich die Reiter verschlingen. Ein Opfer für Aeba. Ich muß es bringen!« Ich war soweit.

Ich hielt die Waffe in der Hand und schwenkte sie ein wenig nach links, so daß die Mündung auf Don Alvarez zeigte. Als er erneut Atem schöpfte und nur das Schluchzen des Mädchens zu hören war, sagte ich kalt: »Laß sie los, oder ich schieße dir ein Loch durch deinen dämonischen Schädel!«

***

Für einen Augenblick wurde es totenstill. Der Abt starrte mich an, als wäre ich ein Geist. Auch Carmen sprach kein Wort. In ihrem Gesicht stand die Überraschung wie eingemeißelt.

Ich unterbrach das Schweigen. »Weg von dem Mädchen, Alvarez. Jetzt bin ich an der Reihe!« Er zögerte.

Dann schluckte er und knirschte: »Nie. Nie kommst du hier raus, Sinclair. Das Spiel ist aussichtslos.«

»Für dich vielleicht. Los, weg jetzt von ihr!«

Der Abt gehorchte und glitt zur Seite.

Ich stand auf. O verdammt, war es mir wacklig in den Knien. Es kostete mich Beherrschung, mir meinen Zustand nicht anmerken zu lassen. Die zurückliegenden Strapazen waren doch verflixt hart gewesen.

Aber ich stand breitbeinig und hielt das Gleichgewicht. Die Mönche rührten sich nicht. Unbeweglich hatte uns diese Mauer der menschlichen Marionetten eingekreist. Da sie uns bisher noch nicht angegriffen hatten, würden sie es vielleicht auch jetzt nicht wagen.

»Steh auf!« herrschte ich Carmen an.

Ich mußte hart sprechen, damit meine Aufforderung auch verstanden wurde, denn Carmen begriff noch immer nicht, daß sich das Blatt zu unseren Gunsten gewendet hatte. Dann aber gehorchte sie.

»Komm langsam näher«, sagte ich.

Während dieser Worte behielt ich weiterhin den Abt im Auge, denn er machte mir wahrlich nicht den Eindruck, als hätte er schon aufgegeben. Und so schätzte ich ihn auch gar nicht ein.

Carmen schritt auf mich zu. Zum Glück lief sie nicht in die Schußlinie. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Ich las in ihnen all den Schrecken, den sie empfand.

Ich hatte sie als bildhübsches Mädchen in Erinnerung. Doch nun war sie gezeichnet von den Ereignissen der vergangenen Stunden.

In der rechten Hand hielt ich die Beretta, die linke streckte ich aus, berührte Carmens Arm, lächelte dabei aufmunternd und zog das Mädchen an mich. Die erste Hürde war genommen.

»Und nun soll jemand das Tor öffnen!« verlangte ich. Don Alvarez rührte sich nicht.

»Bist du immer noch scharf auf eine Kugel?«

Da gab er den Befehl, aber nicht den, den ich von ihm verlangt hatte.

Die Fackelträger, die links von uns standen, traten plötzlich einen Schritt vor. Gleichzeitig verschwand Don Alvarez. Er nahm hinter seinen Männern Deckung. Wieder gellte ein Befehl.

Auch die Fackelträger rechts von uns gingen einen Schritt vor.

Ein dritter Ruf. Die Reihe vor uns setzte sich in Bewegung. Und dann ertönte das teuflische Lachen des dämonischen Abts.

»Jetzt sieh zu, wie du hier herauskommst, Sinclair!« brüllte er mit

überschnappender Stimme und setzte wieder zu seinem höhnischen Lachen an.

Ich sprang mit dem Mädchen zurück, riß Carmen herum und versuchte, dorthin zu entkommen, wo das Karree noch offen war. Noch…

Aber es schloß sich. Die Fackelträger wußten, was wir vorhatten. Sie versuchten, uns den Weg abzuschneiden. Zum Glück bewegten sie sich nicht so schnell, so daß wir soeben noch durchwischen konnten.

Aber da war die Mauer. Zeit, um hinüberzuklettern, hatten wir nicht. Außerdem konnten wir mit den bloßen Händen nicht an dem Gestein hinaufklettern. Wir saßen in der Falle.

Die Fackelträger formierten sich zu einer geschlossenen Front, während die anderen Mönche stehenblieben und abwarteten. Sie würden sicherlich später eingreifen. Die anderen aber kamen näher.

Und sie sahen wahrlich nicht so aus, als wären sie Freunde von uns. Uns blieb nur noch eine Galgenfrist. Ein paar Sekunden vielleicht, die ich aber nutzte. Ich holte das Reservemagazin hervor und drückte es in den Griff der Beretta.

Die Fackelträger senkten die Arme. Alles geschah wie auf ein geheimes Kommando hin. Die Flammen der Fackeln wiesen genau auf unsere Körpermitte. Und mir war klar, was sie mit uns vorhatten. Sie wollten uns verbrennen!

***

Carmen erlitt einen hysterischen Anfall. »So tu doch etwas!« schrie sie mir ins Ohr. »Schieß, schieß!«

Sie umklammerte meinen Arm, drückte mir die Fingernägel ins Fleisch, zitterte und preßte sich an mich.

Ich schlug ihr ins Gesicht. Die einzige Möglichkeit, ihre Hysterie zu stoppen.

Sie wurde auch sofort ruhig.

Ich packte sie, schleuderte sie herum, drückte sie dann gegen die Mauer, stellte mich vor sie und schützte das Mädchen so mit meinem eigenen Körper.

Carmen schluchzte und schrie. »Warum schießt du nicht? Du hast doch eine Waffe!«

Ich lachte hart. Sicher, sie hatte recht. Aber vor mir standen keine Dämonen, keine Geschöpfe der Finsternis, deren unseliges Leben man mit eine geweihten Silberkugel auslöschen konnte.

Uns gegenüber standen Menschen. Irregeleitete Kreaturen, die auf einen wahren Teufel in Menschengestalt hörten, die ein Verbrechen begehen wollten, ohne daß sie etwas dafür konnten.

Nein, ich konnte nicht auf sie schießen! Aber sie näherten sich uns. Schritt für Schritt. Harte Fäuste umklammerten die Fackelstiele. Die

Flammen züngelten. Hin und her tanzten sie.

Die Mönche gingen im Gleichschritt. Ihre Absätze knallten auf das harte, holprige Kopfsteinpflaster. Eine Armee des Schreckens näherte sich uns, und ich suchte verzweifelt nach einem Ausweg. In den nächsten Sekunden mußte es sich entscheiden, da mußte ich einfach etwas tun. Ich schoß.

Dicht über die Köpfe der Mönche setzte ich die Kugel. Sie blieben nicht stehen, zuckten nicht einmal zusammen oder verharrten für einen winzigen Augenblick – nein, sie gingen weiter. Unbeirrbar.

Ich ließ die Waffe verschwinden. Die Mönche waren verdammt nahe. Ich spürte bereits den Gluthauch der Fackeln, sprang zur Seite und riß Carmen Valdera kurzerhand mit. Sie stolperte hinter mir her, verlor das Gleichgewicht und fiel hin. Doch ich zog sie wieder hoch. Wir rannten an der Mauer entlang. Eine Hand nur hatte ich frei, und die setzte ich ein.

Ich fegte eine dicht vor mir auftauchende Fackel zur Seite. Gleichzeitig schnellte mein Fuß hoch. Ich traf meinen Gegner dort, wo eine Kordel die Kutte zusammenhielt. Der Mönch kippte zurück. Ein anderer schlug nach mir. Ich unterlief den Schlag, und es gelang mir, dem Mönch die Fackel aus der Hand zu winden.

Jetzt hatte ich etwas, womit ich mich verteidigen konnte.

Carmen riß sich los. Ich konnte mich nicht um sie kümmern, denn sofort attackierten mich drei Mönche.

Ein heftiger Kampf begann.

Es war wie Degenfechten. Nur trugen wir es mit unseren Fackeln aus.

Durch einen Rundschlag wehrte ich zwei Hiebe ab und hatte wieder etwas Luft. Wenn der Fackelschein etwas zur Seite tanzte, sah ich für Sekundenbruchteile die verzerrten Gesichter unter den Kapuzen. Blitzschnell drehte ich mich um die eigene Achse. Dabei traf ich einen hinter mir stehenden Gegner, der bereits zum Schlag ausgeholt hatte.

Der Mann fiel zu Boden.

Ich duckte mich, entging so einem weiteren Hieb und riß die dem letzten Mönch entfallene Fackel an mich. Mit zwei Pechfackeln in den Fäusten stellte ich mich meinen Gegnern.

Sie griffen jetzt konzentrierter an. Ich konnte mich allein nicht mehr halten, und als mich eine Fackel in Höhe der Hüfte traf, mußte ich zurückspringen.

Mitten im Sprung hörte ich den Schrei.

Carmen!

Mein Gott, sie hatte ich in den letzten Sekunden ganz vergessen. Ich nahm mir die Zeit und warf einen Blick über die Schulter.

Das Mädchen war bis an die Mauer geflohen. Hier konnte sie nicht mehr weiter.

Zwei Mönche attackierten sie. Carmen schlug mit den Armen um

sich. Sie wehrte sich verzweifelt gegen die Angriffe.

Ich kam über die Kerle wie ein Ungewitter, trieb sie mit blitzschnellen Schlägen auseinander und verschaffte Carmen so für wenige Augenblicke Luft. Ich warf ihr meine zweite Fackel zu.

»Halt sie fest!« schrie ich sie an. »Wir müssen in das Kloster. Nur dort sind wir vorläufig sicher!«

Ich wußte nicht, ob sie mich verstanden hatte, auf jeden Fall folgte sie mir.

Wir rannten quer über den Hof. Aber sehr bald merkten die Mönche, was wir vorhatten. Sie schnitten uns den Weg ab.

Sie schrien sich plötzlich gegenseitig Befehle zu, rannten mit wehenden Kutten über den Innenhof und schwenkten ihre Fackeln. Zwei Mönche stellten sich vor den Eingang. Sie streckten dabei ihre Arme aus und hielten die Fackeln über Kreuz.

Aber wir mußten durch. Koste es, was es wolle. Es war unsere einzige Chance!

Carmen Valdera rannte neben mir her. Sie hatte den Mund geöffnet und keuchte. Hell stand der Atem vor ihren Lippen. Mich wunderte es, daß sie noch auf den Beinen war. Irgendwann mußte sie zusammenbrechen. Die beiden Mönche wichen um keinen Deut zur Seite. Okay, dann also nicht.

Als ich noch zwei Schritte von den Mönchen entfernt war, stieß ich mich ab. Es war ein Sprung, den man im Karatekurs lernt. Und ich traf die Mönche dort, wo ich sie treffen wollte. Gemeinsam flogen sie durch die Tür, überschlugen sich und blieben liegen.

Auch ich prallte zu Boden, verlor dabei meine Fackel, warf mich aber sofort herum und sprang wieder auf. Carmen Valdera hatte bereits die Schwelle übersprungen. Und sie bewies Geistesgegenwart und Nervenstärke. Sie packte die Tür und knallte sie zu. Gerade im rechten Augenblick.

Einer ihrer Verfolger konnte seinen Lauf nicht mehr schnell genug abbremsen und donnerte gegen das dicke Holz. Ich sah den Riegel an der oberen Türhälfte, schlug mit der Faust dagegen und verriegelte die Tür. Atempause.

Carmen und ich schauten uns an. Ich las in ihren Augen eine stumme Frage.

»Vielleicht haben wir es geschafft«, lächelte ich und nahm meine Fackel auf.

»Und was jetzt?«

Ich sah mich um. Wir standen in einem ziemlich breiten Gang, der tiefer in das Kloster führte. Ich hätte meine Fackel eigentlich gar nicht gebraucht, denn an den Wänden steckten Pechfackeln, deren Rauch – beißend und scharf – unter der Decke entlang wehte und in einem Abzug verschwand. Wo der sich befand, konnten wir nicht sehen.

Doch mir fiel ein, daß einmal von einem Schacht geredet worden war. Juan Ortega hatte davon gesprochen. Ich fragte Carmen danach.

»Ein Schacht?« flüsterte sie. »Ich weiß davon nichts.« Meine Hoffnung sank.

Sie las es an meinem enttäuschten Gesicht ab und sagte leise: »Es tut mir leid, Señor Sinclair.«

»Sie brauchen sich doch keine Vorwürfe zu machen«, erwiderte ich. Dann lauschten wir gemeinsam, doch innerhalb des Klosters war es ruhig. Auch von draußen vernahmen wir keine Stimmen. Das wunderte mich, denn ich rechnete damit, daß die Mönche die Tür einrammen würden oder aber durch einen zweiten Eingang, den wir nicht kannten, in die Festung eindrangen.

Wichtig war der Schacht. Unsere wohl einzige Fluchtchance. Noch genau war mir in Erinnerung geblieben, daß es unzählige Stufen sein sollten, die in die Tiefe führten. Der Schacht war so alt wie das Kloster selbst. Klar, daß die Stufen im Laufe der Zeit nicht besser geworden waren. Da es kein Geländer gab, war es für uns eine lebensgefährliche Sache, in die Tiefe zu steigen. Doch hatten wir eine Wahl? Nein, ganz bestimmt nicht.

Carmen sprach das aus, was ich dachte. »Der Abt wird wissen, wo sich der Schacht befindet.«

Ja, das war klar. Nur fragte es sich, ob er auch bereit war, sein Geheimnis zu lüften. Ich glaubte es nicht. Auch mußten wir ihn erst finden.

Es war schon eine vertrackte Situation. Ein Todfeind sollte uns den Weg zeigen, aus diesem Gefängnis herauszukommen.

»Gehen wir«, sagte ich und faßte Carmen am Arm. Die beiden Mönche, die den Eingang bewacht hatten, ließen wir zurück. Sie waren noch immer bewußtlos. Wir schritten tiefer in das Kloster hinein. Quergänge tauchten auf, kleinere Stollen, die ich ausleuchtete. Wir sahen auch Türen, die zu irgendwelchen Zellen führten, aber es waren verhältnismäßig wenige, wenn ich die Anzahl der Mönche in Relation dazu setzte.

Ich fragte Carmen: »Wissen Sie, wo die Mönche ihre Kammern haben?«

»Nein, tut mir leid.«

»Hat Ihr zukünftiger Schwiegervater denn nichts gesagt?«

»Ich habe kaum mit ihm gesprochen. Ich sah ihn nur wenig. Er kam nur dreimal vom Kloster herunter nach Los Albas. Und mit mir hat er sowieso wenig gesprochen.«

Ich schwieg. Der Gang senkte sich etwas. Hoch hielt ich die Fackel und sah über mir an der Decke einen schmalen Schacht, der in den Berg hineinstieß.

Das war der Abzug. Aber über dem Kloster lag nichts. Nur der

Himmel.

Ich fragte mich, wo der Schacht hinführte und ob wir nicht doch versuchen sollten, dort hineinzuklettern und nach einem Fluchtweg Ausschau zu halten. Denn den Fluchtschacht fanden wir bestimmt nicht so schnell. Außerdem würde der Abt noch auf uns Jagd machen und irgendwo in der Dunkelheit auf uns lauern.

Den Reiter durften wir auch nicht vergessen. Er hatte ja bereits seine Macht demonstriert.

»Sie – Sie wollen da hoch?« fragte Carmen. Ihre Stimme zitterte.

»Ja. Es bleibt uns wohl nichts anderes übrig. Raus müssen wir hier. Unsere Gegner kennen sich in diesem Kloster aus. Wir nicht, meine liebe Carmen.«

Plötzlich packte Carmen meinen Arm. »Da! Sehen Sie doch!«

Ich wandte den Kopf und blickte in die Richtung, aus der wir gekommen waren. In der Luft lag plötzlich ein silbernes Leuchten. Ich dachte sofort an den Reiter und sollte auch recht behalten.

Aber nicht nur ein Reiter manifestierte sich dort im Gang, sondern vier an der Zahl. Dicht nebeneinander standen sie da.

Unbeweglich wie Statuen. Und alle sahen sie gleich aus.

Bis auf die Buchstaben auf ihren Brustpanzern.

Ich las von links nach rechts.

AEBA.

***

Suko hockte sprungbereit auf der Mauer. Er starrte in den Fackelschein und kniff die Augen etwas zusammen, um nicht geblendet zu werden.

Unter ihm waberte die rötliche Lichtfülle. Die Mönche starrten zu ihm hoch, blieben dort stehen, wo sie gerade standen, und machten keine Anstalten, den Chinesen von der Mauer zu holen.

Suko überwand seinen ersten Schrecken, als er bemerkte, daß ihm keine unmittelbare Gefahr drohte. Sein Blick wanderte. Rechts von ihm befand sich die Zugbrücke. Sie war in der Tat hochgezogen. Das hölzerne Gestell stand senkrecht zur Mauer.

Gegenüber sah Suko einen schmalen Steg, der von der Mauerkrone über den Innenhof hinweg auf das Klostergebäude zuführte.

Der Chinese schaltete sofort. Wenn er noch eine Chance haben wollte, in das Kloster einzudringen, dann mußte er unbedingt auf die andere Seite.

Doch das war gar nicht so einfach. Suko hatte das Gefühl, als würde ihm ein Spießrutenlaufen bevorstehen. Und er sollte sich nicht getäuscht haben. Suko erhob sich aus seiner knienden Stellung und lief geduckt los. Er mußte achtgeben, denn die Mauerkrone war nicht eben, sondern voller Spalten, Risse und tückischer Fußfallen. Für

letztere waren vor allen Dingen die hervorstehenden Steine verantwortlich.

Über die Unebenheiten sprang Suko hinweg. Einmal blieb er stehen und warf einen Blick nach rechts.

Ein Lichtkreis wirbelte durch die Dunkelheit. Juan Ortegas Zeichen. Der junge Mann fragte dadurch an, ob er Suko folgen sollte. Es war so vereinbart worden. Suko hatte erst einmal die Lage erkunden und dann Bescheid geben wollen.

Doch in der Situation, in der er sich jetzt befand, hielt er es für ratsam, Ortega aus dem Spiel herauszuhalten. Es reichte völlig aus, wenn er sich in Gefahr befand.

Suko holte seine Bleistiftlampe hervor und ließ sie kurz hintereinander dreimal aufblitzen. Für Juan Ortega das Zeichen, zurückzubleiben. Mochte der junge Mann denken, was er wollte. Suko mußte einen Alleingang wagen.

Er wollte die Lampe schon wegstecken, da flog die erste Fackel heran. Der Chinese sah den brennenden Scheit aus den Augenwinkeln. Instinktiv zog er den Kopf ein, und die Fackel wischte nur eine Handbreit über ihn hinweg. Sie überschlug sich ein paarmal und verschwand in der Dunkelheit.

Juan Ortega würde sich bestimmt wundern. Suko wollte ihm hinterher eine Erklärung geben. Falls es für ihn noch ein Hinterher gab…

Er lief weiter. War jetzt noch vorsichtiger, denn das Beispiel des ersten Werfers hatte Schule gemacht. Mehrere Fackeln segelten auf Suko zu.

Es war gespenstisch. Keiner der Mönche sprach ein Wort. Sie warfen nur ihre Fackeln. Manche wurden von einer Windböe gepackt und abgetrieben, andere wiederum trafen. Eine klatschte gegen Sukos Hüfte. Das schmierige Pechzeug klebte. Suko riß die Fackel ab und schleuderte sie weg. Er hatte aber nicht vermeiden können, daß sein Hosenbein Feuer fing. Hastig schlug der Chinese die kleinen Flammen aus. Der Stoff qualmte noch nach.

Mein Freund riskierte es jetzt nicht mehr, aufrecht weiterzulaufen. Er kniete sich hin, machte sich dann noch kleiner und verschmolz fast mit der Mauerkrone. Im Kriechgang bewegte er sich weiter.

Suko hatte Glück. Er wurde von keiner weiteren Fackel getroffen.

Nur einmal prallte ein Geschoß dicht vor seinem Gesicht gegen die Mauerkante. Da nahm mein Freund hastig seinen Kopf zurück. Funken stoben auf und verglühten auf seinem Gesicht.

Der Chinese gab nicht auf. Schon bald hatte er die Nordseite der Mauer erreicht.

Er kroch dort weiter und peilte mit einem Auge immer wieder in den Hof hinab.

Die Mönche hatten es aufgegeben, mit den Fackeln zu werfen. Sie hielten sich zurück und beobachteten nur. Suko fragte sich, weshalb sie nicht im Innern des Klosters verschwanden, aber darüber groß nachzudenken war in dieser Situation zwecklos.

Wieder mußte Suko auf eine andere Mauerseite klettern. Auch das schaffte er ohne große Schwierigkeiten. Und der Übergang rückte näher. Ein schmaler Steg aus Stein, der dicht unterhalb eines Fensters endete, wie Suko jetzt erkennen konnte.

Er war im nachhinein froh darüber, daß die Mönche mit ihren Fackeln leuchteten, sonst hätte er den Übergang bestimmt nicht entdeckt. Dann hatte er ihn erreicht.

Er lag etwas tiefer als die Mauer, aber Suko konnte hinaufspringen, mußte allerdings vorsichtig sein, damit er das Gleichgewicht nicht verlor. Er ließ sich von der Mauer rutschen.

Ein Mönch versuchte es noch einmal. Wuchtig schleuderte er seine Fackel in dem Augenblick, als sich Suko zwischen Mauer und Steg befand. Die Fackel hätte ihn genau ins Gesicht getroffen, doch Suko reagierte geistesgegenwärtig und blitzschnell. Er griff nach der brennenden Pechfackel und schleuderte sie sofort zurück.

Der Mönch schaffte es nicht mehr, rechtzeitig auszuweichen. Die Fackel blieb an seiner Kutte kleben. Schreiend rannte der Mann davon. Suko kümmerte sich nicht um ihn. Er balancierte auf Händen und Knien über den Steinsteg, kam dicht unterhalb des Fensters an, sah die Scheibe vor sich und winkelte den rechten Arm an.

Dann hieb er blitzschnell und hart zu. Sein Ellbogen knallte in die Scheibe und zerstörte sie. Rasch schlug Suko einzeln hängende Splitter aus dem Rahmen, damit er sich nicht verletzte, und er turnte in das Innere des Klosters…

***

Vier Buchstaben, die sich zu einem geheimnisvollen Wort formten. AEBA Jetzt wußte ich, wie sich dieses Rätsel zusammensetzte, aber ich hatte keine Ahnung, was es genau bedeutete, und wieso die Reiter die Symbole auf ihren Brustpanzern trugen. An die Gefahr dachte ich erst später. Aber dann wurde mir bewußt, daß ich nur eine winzige Chance hatte. Diese vier Reiter waren mächtige Dämonen aus einer anderen Dimension. Sie brachten die großen Plagen. Krieg, Pest, Hunger und Tod!

Sie hatten die Weltgeschichte beeinflußt. Besonders im Mittelalter hatten sie gewütet, doch dann ließ ihre Wirkung nach, da sich die Menschen der Welt wieder auf ihre wahren Werte besannen. Auch hatte die Wissenschaft Fortschritte gemacht, die Plagen und Seuchen wurden eingedämmt. Aber jetzt sah es ganz so aus, als wollten die vier Reiter der Apokalypse wieder aktiv werden. Jetzt, wo die Menschen

nicht mehr an die Gefahren dachten, hielten sie die Zeit für gekommen.

Ich hatte Holzschnitte und Zeichnungen gesehen von Künstlern des Mittelalters. Ungeheuer realistisch waren die vier Reiter dargestellt worden. Schon beim Betrachten der Bilder bekam man es mit der Angst zu tun. Aber diese Maler hatten gewußt, was sie da zeichneten. Sie hatten die Gefahr geahnt und zu warnen versucht, doch sie waren oft nicht ernst genommen worden.

Ein Fehler – vielleicht…

Und nun standen die vier apokalyptischen Reiter vor mir.

Zum zweitenmal.

Und das in einem Kloster, einem Hort des Guten, das aber vom Bösen befallen worden war.

Durch einen Abt, der dem Teufel diente.

Durch Don Alvarez!

Auch ihn sah ich. Er tauchte aus seinem Seitenstollen auf und stellte sich vor die vier Reiter.

Seine beiden Dolche hielt er fest umklammert. Er stand geduckt da, wie ein sprungbereites Raubtier, das sich auf sein Opfer stürzen will.

Und Opfer waren Carmen und ich.

»Ihr fahrt als erste zur Hölle!« zischte Don Alvarez. »Aber nicht durch eine Kugel, nein, für euch haben wir uns etwas Besonderes ausgedacht.«

Das konnte ich mir gut vorstellen. Schon mancher Dämon hatte mir den Tod versprochen. Bis jetzt allerdings war ich immer der Sieger geblieben.

Und ich hatte im Laufe der Zeit eine gewisse Kaltblütigkeit errungen, die mich auch in brandgefährlichen Situationen wie dieser nicht verließ.

Ich wurde neugierig. Vor allen Dingen wollte ich wissen, was Aeba bedeutete.

Ich hob beide Hände und drehte die Handflächen nach außen.

»Wollen Sie aufgeben?« flüsterte Carmen hinter mir.

»Nein! Erst einmal Zeit gewinnen.«

»Was nützt das noch?«

Ich gab ihr keine Antwort, denn ich kümmerte mich um den verbrecherischen Abt.

»Wie jeder zum Tode Verurteilte habe auch ich einen Wunsch, Don Alvarez. Gewährst du ihn mir?«

»Sprich!«

Tief holte ich Luft, bevor ich meine Frage formulierte. »Ich möchte gern wissen, was Aeba zu bedeuten hat. Welchen Sinn haben die Buchstaben auf den Brustpanzern?«

Don Alvarez rieb sich die Hände.

»Ja, das glaube ich, daß du neugierig bist. Aber wie du eben schon sagtest, einem zum Tode Verurteilten gewährt man seinen letzten Wunsch. Deine Frage, John Sinclair, ist nicht leicht zu beantworten. Ich muß weiter zurückgreifen, bis in die alttestamentarische Kirchengeschichte. Du weißt, daß es sieben Erzengel gibt. Gabriel, Raphael, Michael und Uriel. Diese vier spielen nur eine Rolle. Die anderen drei haben in der Geschichte nicht viel zu sagen. Wenigstens nicht im christlichen Glauben. Aber wo Feuer ist, da ist auch Wasser. Mit anderen Worten: Zu diesen vier Erzengeln gibt es vier Gegenparte. Dämonen also. Diese vier heißen Astaroth, Eurynome, Bael und Amducias. Es gibt noch andere Hauptdämonen, wie zum Beispiel Belphegor, aber uns interessieren nur diese vier, obwohl du auch gegen Belphegor schon einmal gekämpft hast, wie ich mir habe sagen lassen. Nun zu unseren vier Dämonen. Jeder dieser Dämonen hat einen Leibwächter, einen Reiter, den er vorschickt, bevor er selbst erscheint. Und diese Reiter tragen jeweils die Anfangsbuchstaben der Namen ihrer Herren auf den Brustpanzern. Vier Buchstaben bilden ein Wort. Aeba. Die neue Apokalypse, die auch du, John Sinclair, nicht mehr aufhalten kannst. Im Buch der Schwarzen Gesetze, das der Schwarze Tod, Herr über alle Dämonen, in den Händen hält, ist dein Untergang und damit das Ende der heutigen Welt verbrieft. Von diesem Kloster aus wird die dämonische Revolution die Welt erfassen, und niemand kann sie aufhalten. Ihr Menschen seid nicht mehr als Sandkörner im Flugwind einer dämonischen Attacke. Die Jenseitsmächte haben längst zum Sturm geblasen. Leider hast du uns so manches Mal einen Strich durch die Rechnung gemacht. Aber das ist nun vorbei. Und ich, ein Mensch, werde das Tor für die anderen öffnen. Ein Tor, das dich verschlingen wird, um dich nie wieder freizugeben. Denn du wirst in den Dimensionen vergehen, dein Tod ist…«

Der Reiter mit dem A auf der Brust sprengte vor. »Rede nicht soviel, sondern handle.«

Er zog sein Schwert, und instinktiv riß ich meine Beretta aus dem Holster.

Ich sah noch den Blitz aus der Schwertspitze fegen, spürte einen ungeheuren Schmerz im Gehirn und dann nichts mehr. Schwer fiel ich zu Boden.

Carmen Valdera schrie wie am Spieß, doch ihr Schreien wurde von Don Alvarez' Griff erstickt.

***

Suko sprang zu Boden.

Finsternis hüllte ihn ein. Er streckte seine Arme vor und wartete ab, bis sich seine Augen an die herrschende Dunkelheit gewöhnt hatten.

Erst dann ging er weiter. Konturenhaft nur sah er die Gegenstände. Einen Schrank, ein Bett, eine Kommode – die Tür. Sukos Hände stießen gegen das Holz. Einen Herzschlag später hatten sie die Klinke gefunden. Sie war ziemlich groß, aus Gußeisen gefertigt, und als er sie nach unten drückte, stellt er fest, daß die Tür abgeschlossen war.

Suko holte wieder seine Minilampe hervor und leuchtete das Schloß ab. Für die primitive Konstruktion hatte er nicht mehr als ein müdes Lächeln übrig. Das Schloß öffnete er zwar nicht mit der linken Hand, dafür aber mit einem zurechtgebogenen Draht.

Er führte ihn in das Schloß ein, drehte ein paarmal hin und her und hatte Erfolg.

Die Tür war offen.

Suko verließ die muffig riechende Zelle und gelangte in einen schmalen Gang, der nicht viel höher als ein Stollen war, so daß der Chinese den Kopf einziehen mußte, um sich nicht an der niedrigen Decke zu stoßen.

Doch schon bald erreichte er einen breiteren Gang. Wieder trat die Taschenlampe in Aktion. Zuerst leuchtete Suko nach rechts. Dort verlor sich der Strahl in der Dunkelheit.

Er schwenkte den Arm nach links, ließ die Lampe etwas kreisen und sah die beiden Mönche, die sich soeben taumelnd vom Boden erhoben. Es waren die Kerle, die ich niedergeschlagen hatte.

Auch sie wurden auf den Chinesen aufmerksam. Und noch ehe sich Suko versah, stürzten die beiden Kerle schon auf ihn zu…

***

Zuerst nahm ich an, in einer anderen Dimension gefangen zu sein. Nebel umwaberte mich. Er kroch über den Boden, hüllte meinen Körper ein und erschwerte das Atmen. Mir war nicht schlecht, ich spürte auch keine Kopfschmerzen ja, ich spürte eigentlich nichts. Nur, daß ich auf einem harten Boden lag, ausgestreckt. Arme sowohl als auch Beine. Ich konnte sie nicht mehr bewegen. Ich merkte es, als ich mich aufrichten wollte, mich aber nicht rühren konnte.

Meine Arme waren weit über die Schultern nach hinten gestreckt. Sie standen etwas hoch, und ebenso erging es meinen Beinen. Auch sie klappten auseinander wie die Schenkel einer Schere und befanden sich in ihrer Schräglage dabei dicht über dem harten Boden. Ich blieb erst einmal liegen, nachdem ich meine miese Lage festgestellt hatte. Sekundenlang ruhte ich mich aus, dann hob ich ein wenig den Kopf. Dabei drehte ich ihn nach links und suchte die Handfesseln.

Ich sah sie nicht.

Sofort begann ich zu überlegen. Ohne Fesseln war ich dennoch gefesselt. Da gab es nur eins. Man hatte mich in einen magischen Bann geschlagen.

Ich verdrehte die Augen, peilte zu meinen Handgelenken hoch und sah den haarfeinen, silbernen Strahl, der davon ausging.

Das war an der linken Seite. Ich blickte nach rechts und entdeckte den gleichen Strahl, der von meinen Gelenken aus in der Nebelwolke verschwand. Man hatte mir eine magische Fessel angelegt! Und damit befand ich mich in der Gewalt der vier apokalyptischen Reiter. Da biß keine Maus den Faden ab, und darüber machte ich mir auch keine Illusionen. Meine erste Sorge galt nicht mir, sondern Carmen. Voller Angst fragte ich mich, was man mit dem Mädchen angestellt hatte. War Carmen umgebracht worden? Wenn ja, warum hatten sie mich dann noch am Leben gelassen? Aber mit mir wollten sie ja etwas Besonderes anstellen, das hatte mir der Abt prophezeit.

Ich versuchte, die Arme anzuziehen, und setzte dabei viel Kraft ein, doch es gelang mir nicht. Die magischen Fesseln waren einfach zu stramm.

Wenn nur dieser verdammte Nebel nicht gewesen wäre. Er kroch aus jeder Bodenspalte und machte eine Sicht so gut wie unmöglich. Ich wußte nicht einmal, wo ich mich befand. Don Alvarez' Worte schwirrten noch in meinem Kopf herum. Er hatte von der neuen Apokalypse gesprochen, von den vier Reitern, die schon bereitstanden, die großen Plagen über die Menschheit zu bringen.

Sollte dies der Anfang vom Ende sein? Standen wir bereits dicht vor dem Ende der Welt, so wie es in alten Schriften prophezeit worden war? War der Schwarze Tod vielleicht mit dem so oft zitierten Antichrist identisch? Die Weisen hatten nie eine Zeitangabe gemacht, aber immer auf die Zeichen hingewiesen, die auf eine Ankunft des Antichrists hindeuteten. War AEBA das Stichwort? Ich muß ehrlich gestehen, daß mich der Gedanke daran nicht nur unangenehm berührte, sondern mir auch Angst einjagte. Ich lag gefesselt am Boden und war wehrlos, während die anderen mit mir machen konnten, was sie wollten. Durch den Druck an der linken Achsel merkte ich, daß ich noch meine Waffe besaß. Sie mußte wieder ins Holster zurückgerutscht sein, als ich bewußtlos geworden war. Und ich trug noch etwas bei mir. Mein Kreuz!

Dieses Kreuz, dessen Geheimnis ich jetzt endgültig kannte, und das so ungeheuer wertvoll war. Ich wußte nun, was die Zeichen bedeuteten, die in das Metall eingraviert waren. Die vier Erzengel hatten dieses Kreuz geweiht! Wo Feuer ist, da ist auch Wasser. Wie von selbst fiel mir dieser Ausspruch des Abts ein.

Feuer waren die vier Reiter – das Wasser war mein Kreuz! Beide waren gleich stark, aber das Wasser löschte das Feuer. Ich ging diese Gedankenspielerei ein paarmal durch, bis mir klar wurde, daß mir das Kreuz gar nichts nutzte. Denn ich war gefesselt und kam nicht an den Talisman heran.

Plötzlich lichtete sich der Nebel. Als wäre ein Windstoß durch ihn gefahren, aber das war nicht der Fall. Die langen grauen Schleier verschwanden einfach in den zahlreichen Spalten und Rissen, aus denen sie gestiegen waren. Nur die Dunkelheit blieb. Nein, die auch nicht, denn vor mir sah ich zwei grünliche Lichtfinger, die in drei Yards Höhe einen Torbogen beschrieben. War dies ein Dimensionstor?

Meine Gedanken wurden abgelenkt, denn ich sah zwei oder vier Reiter. Sie hockten auf ihren Gäulen und hielten meine magischen Fesseln umklammert. Auf der Brust des linken Reiters glänzte ein A. Der rechte Reiter trug ein B auf dem Brustpanzer. Die anderen beiden Horror-Reiter konnte ich nicht sehen, da sie sich in meinem Rücken befanden. Die Reiter vor mir hielten meine Füße gefesselt. Der Strahl ging von ihren Händen aus, er stand nicht gerade in der Luft, sondern zitterte hin und her. Jetzt erst sah ich den Abt und das Mädchen. Don Alvarez hatte sich mit Carmen in der Nähe des Dimensionstors aufgehalten.

Er trat jetzt aus dem Schatten heraus und trieb Carmen vor sich her.

Der dämonische Abt hatte ihr einen Arm auf den Rücken gedreht. Carmen ging gebeugt. Das schwarze Haar fiel wie ein Vorhang zu beiden Seiten des Kopfes herab. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten und schien am Ende ihrer Kräfte zu sein.

Ihre Füße schleiften über den Boden, und als sie einmal den Kopf hob, sah ich an ihrer roten Wange, daß sie geschlagen worden war.

In mir stieg die heiße Wut auf diesen Teufel Don Alvarez hoch. Er wollte mich töten und würde auch Carmen nicht verschonen.

Seitlich von mir blieb er stehen. Seine linke Hand fuhr um Carmens Schulter herum, die Finger faßten nach dem Kinn und hoben den Kopf an.

»Da!« schrie er. »Sieh ihn dir nur genau an, deinen Retter. Dort liegt er auf dem Boden und wartet auf den Tod.« Der Abt lachte. »Weißt du, was ich mir für ihn ausgedacht habe? Ahnst du es?«

Carmen schüttelte den Kopf.

»Hören Sie auf!« rief ich.

»Halt du dein Maul, Sinclair! Ich werde es ihr sagen. Du siehst, daß er gefesselt ist. Er ist an Händen und Füßen mit magischen Stricken gebunden. Und auf mein Kommando werden die vier Reiter anreiten und ihn…«

»Nein!« schrie Carmen. »Nicht! Reden Sie nicht weiter.«

Sie schüttelte in wilder Panik den Kopf, und ein verzweifeltes Schluchzen drang aus ihrem Mund. Don Alvarez hatte seinen Spaß. Obwohl ich es mit einem Menschen zu tun hatte, war er nicht weniger schlimm als ein Dämon. Das Böse beherrschte ihn total.

Der Abt sprach weiter. »Zuerst werde ich Sinclair töten lassen, und dann bist du an der Reihe. Ihr beide macht den Anfang, andere

werden folgen, glaube mir. Die neue Apokalypse ist nicht mehr aufzuhalten. Sie beginnt mit eurem Tod.«

Die Worte trafen mich wie Schwerthiebe, wühlten mein Innerstes auf. Jahrelang hatte ich gegen das Böse gekämpft, und jetzt sollte alles vorbei sein? War alles umsonst gewesen? Meine Arbeit, meine Berufung? Sah so das Ende aus? Zerrissen von vier Pferden?

Wehrlos lag ich auf dem Boden. Nicht im Kampf würde ich sterben, nein, gedemütigt und geschwächt. Ein Grab in den Pyrenäen, das niemand fand.

Ich dachte an meinen Freund Suko. Er war im Dorf zurückgeblieben. Wahrscheinlich hatte er Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um mich zu finden. Aber wußte er überhaupt, wo er suchen sollte? Wenn er tatsächlich zum Kloster gekommen war, hatte er immer noch eine Anzahl von Gegnern vor sich, die er allein nicht besiegen konnte.

Nein, die Chancen standen mehr als mies. »Ich will keine langen Worte mehr machen«, sagte der Abt und hob die Hand zum Zeichen. Er blickte mich dabei an. »Wenn ich den Arm fallen lasse, reiten sie an, Sinclair…«

***

Trotz seiner ausgezeichneten Reflexe konnte Suko nicht mehr rasch genug ausweichen. Der erste Mönch prallte gegen ihn. Suko verlor die Lampe und wurde in den engen Gang hineingeschleudert. Sein Gegner setzte sofort nach. Finger tasteten über Sukos Brust, führen hoch bis zur Kehle. Der Chinese drückte das Kinn herunter. Seine Hände hatte er zum Glück frei. Sie zuckten von oben nach unten und trafen dicht unterhalb der Kapuze. Der Mönch bäumte sich auf und kippte zur Seite. Suko mußte ihn wegwälzen, um aufstehen zu können.

Sein zweiter Gegner war vorsichtiger. Er hatte sich mit einer Fackel bewaffnet und erwartete meinen Freund am Ende des schmalen Stollens. Breitbeinig stand er dort, hielt die Fackel in der Rechten und zielte damit auf Sukos Körpermitte. Suko wich aus. Sein linkes Bein flog hoch und streifte den zurückschnellenden Arm. Der Tritt schleuderte die Hand zurück. Die Fackel knallte gegen die Decke. Ein Funkenregen stob über beide Kämpfer. Ehe der Mönch ein zweitesmal zuschlagen konnte, hatte Suko ihn unterlaufen. Der Mönch fiel durch den eigenen Schwung gegen die Gangwand. Sein Gesicht verzerrte sich. Suko sprang vor, packte den Arm des Mannes und drehte ihn herum.

Der Kerl schrie auf und ließ die Fackel fallen. Er gab jedoch nicht nach und wollte Suko zu Boden drücken. Doch die Kutte behinderte ihn zu sehr. Suko wich aus und zog dem Mann die Füße weg. Der Mönch fiel zu Boden. Sofort warf sich der Chinese auf ihn, drehte ihm vor dem Hals die Kutte zusammen und preßte ihn mit seinem Gewicht

auf den Boden.
»So, mein Freund«, zischte Suko, »jetzt werden wir mal Fraktur miteinander reden. Wo ist John Sinclair?«
Der Mönch antwortete in einer Sprache, die Suko nicht verstand, aber mein Freund war sicher, daß der Kerl auch Englisch beherrschte, es nur nicht zugeben wollte.
Suko ballte die linke Hand zur Faust. »Rede endlich, oder es geht dir dreckig.«
Der Mönch sah die Entschlossenheit in Sukos Augen und begann zu sprechen. »Was wollen Sie wissen?«
»Na also, es geht ja doch. Wo haltet ihr John Sinclair und das Mädchen gefangen?«
»Ich weiß nicht.«
»Du lügst!« zischte Suko.
»Nein, nein! Der Abt weiß es. Und er kennt auch nur das Geheimnis der Gewölbe. Ich…«
»Bist du ihm nie heimlich gefolgt?«
»Es war verboten.«
»Ach, verdammt.« Suko schluckte. »Wo könnte es denn ungefähr sein?«
»Vielleicht hinten am Gang.«
»Dann zeig es mir.« Suko zog den überwältigten Mönch wieder hoch und stieß ihn vorwärts. »Geh, mein Freund, und laß dir ja keinen Umweg einfallen.«
Der Mönch stolperte vor dem Chinesen her. Er spürte immer Sukos Faust im Rücken und hütete sich, irgendeine dumme Bewegung zu machen, die mißverstanden werden konnte.
Die Zeit verging. Suko wurde immer nervöser und stellte sich mittlerweile die bange Frage, ob überhaupt noch Chancen bestanden, mich zu finden.
Lebendig – wohlgemerkt…

***

»Halt! Moment noch!« rief ich mit zitternder Stimme.
Don Alvarez’ Arm blieb in der Luft hängen.
»Was ist?« keifte er. »Was willst du denn noch?«
»Ich möchte noch einmal mit ihr reden.«
Der Abt zögerte. Er hielt Carmen noch immer fest. Ich merkte förmlich, wie es hinter seiner Stirn arbeitete. Scharf sog ich die Luft ein.
Wenn Alvarez jetzt nein sagte, war alles verloren, dann war unsere letzte, hauchdünne Chance dahin.
»Bitte«, sagte ich. Jeder kann wohl nachfühlen, wie schwer mir dieses Wort über die Lippen kam. Aber es verfehlte seine Wirkung nicht. Don

Alvarez stimmte zu.
»Gut«, sagte er, »du kannst ein paar Worte mit ihr reden. Ich bin ja kein Unmensch.« Er lachte wieder. »Geh hin zu ihm!«
Er stieß Carmen so hart vor, daß sie förmlich auf mich zutaumelte, stolperte und über mich fiel. Genau das hatte ich eigentlich gewollt. Jetzt kam es darauf an, daß Carmen begriff.
Ich brachte meine Lippen dicht an ihr Ohr. »Tu genau das, was ich dir jetzt sage!« zischte ich. »Und reiß dich noch einmal zusammen, dann schaffen wir es. Hast du mich verstanden?«
»Ja.« Die Antwort war nur ein Hauch. »Gut. Bleib so liegen, Carmen, und knöpfe mein Hemd auf. Reiß es auch meinetwegen auseinander, Hauptsache ist, die Brust liegt frei. Dann zieh das Kreuz unter dem Unterhemd hervor.«
»Was noch?«
»Nichts mehr!«
»He, ihr beiden Turteltäubchen!« schrie Don Alvarez. »Jetzt reicht es. Ihr trefft euch im Jenseits wieder!«
»Schnell!« raunte ich.
Carmens Hände fuhren über meine Brust, fanden die Hemdenknöpfe und fetzten sie ab…
»Wird’s bald, verdammt!« Alvarez schrie und trat näher, um Carmen Valdera wegzureißen. Er packte sie an der Schulter, riß sie zurück, und buchstäblich im letzten Augenblick zog Carmen noch das Kreuz hervor. Jetzt lag es frei auf meiner Brust.
Und dann ging alles drunter und drüber.
Eine grelle Lichtaura strahlte von dem Kreuz aus. Ich schrie die Namen der vier Erzengel.
Don Alvarez brüllte verzweifelt und taumelte mit Carmen zurück, die versuchte, ihm das Gesicht zu zerkratzen.
Aber das alles sah ich nur aus den Augenwinkeln. Wichtig für mich waren allein die vier Reiter. Flammende Lichtspeere lösten sich von den vier Seiten des Kreuzes und bohrten sich in die Brust der vier Reiter.
Dampf wölkte auf. Meine magischen Fesseln verschwanden. Ich konnte mich wieder frei bewegen, sprang auf und brach doch wieder zusammen, da mir die Kraft fehlte, auf den Beinen zu bleiben.
In den nächsten Sekunden war ich nur Statist und sah zu, wie durch die Kräfte des Lichts das Dämonentor verschwand. Und mit ihm die vier Horror-Reiter. Alle vier wurden von einer gleißenden Lichtwolke eingehüllt.
In der Wolke sah ich wirbelnde Schatten, hörte gräßliche dämonische Urlaute. Es tobte ein Kampf der Mächte. Wind pfiff und warf uns umher wie welke Blätter.
Durch Zufall prallte Carmen Valdera gegen mich. Ich hielt sie eisern

fest und schützte sie vor dem tobenden Sturm. Das Kreuz hatte seine Strahlungsintensität verloren. Es schimmerte wieder in seinem völlig normalen silbernen Glanz. Aber seine Kraft hatte ausgereicht, um die Reiter vorerst auszuschalten.

Die Lichtaura, die sie umgab, hatte sich zu einer Spirale gedreht, in der alle vier Reiter förmlich gefesselt waren. Mit ungeheurer Geschwindigkeit drehte sich die Lichtspirale um die eigene Achse. Dann raste sie haargenau auf das nur schemenhaft zu erkennende Dämonentor zu und verschwand darin.

Die große Gefahr war vorerst gebannt. Aber noch gab es Don Alvarez.

Er schrie und tobte wie ein Wahnsinniger, als er einsehen mußte, daß er verloren hatte, und er machte mich für seine Niederlage verantwortlich.

Plötzlich riß er die Dolche aus seinen weiten Ärmeln hervor. »Ich bringe dich um!« brüllte er. »Du, Sinclair, sollst auch nicht mehr leben!«

Ich stieß Carmen Valdera zur Seite. Doch längst nicht schnell genug. Der Abt hatte mich fast erreicht. Nur noch einen Schritt, dann würde er sich auf mich stürzen… Da flog von der Seite her ein Schatten heran. Ich hörte einen mir bekannten Kampfschrei, und im nächsten Augenblick knallten zwei stahlharte Karatefäuste auf die Arme des verbrecherischen Abts.

Don Alvarez brüllte wie am Spieß. Die mörderischen Dolche rutschten ihm aus den Händen und klirrten zu Boden. Er stand da und zitterte. Dann, als hätte jemand bei ihm einen Faden abgeschnitten, brach er in die Knie und fiel aufs Gesicht. Ich rappelte mich auf.

Neben Don Alvarez stand Suko. Das erleichterte Lächeln machte sein Vollmondgesicht noch breiter.

Wir verließen die unterirdischen Gewölbe des Klosters. Ich stutzte Carmen. Sie weinte ununterbrochen. Der Schock saß ihr in den Knochen, und sie konnte es kaum begreifen, noch einmal mit dem Leben davongekommen zu sein.

Suko hatte sich den bewußtlosen Abt über die Schulter geworfen. Was mit ihm geschehen sollte, wußten wir noch nicht. Wahrscheinlich würde er in eine Anstalt eingeliefert werden.

Gemeinsam betraten wir den Innenhof des Klosters.

Verständnislos starrten uns die Mönche an. Sie begriffen nicht.

Aufgeregt sprachen sie durcheinander.

Ich versuchte, eine Erklärung abzugeben, sprach von einem Bann, unter dem sie gestanden hätten. Ob sie mir glaubten, war zweifelhaft.

Plötzlich hörten wir einen Ruf.

»Carmen!«

Juan Ortega hockte auf der Klostermauer. Er hatte es auf seinem

Platz nicht mehr ausgehalten. Als er seine Verlobte sah, sprang er in den Innenhof, und wenig später lagen sich die beiden jungen Menschen in den Armen.

Ob die Mönche weiterhin in dem Kloster bleiben würden, das war ihr Problem. Suko, Carmen, Juan und ich sahen zu, daß wir so rasch wie möglich ins Tal zurückkehrten. Wir gingen den Weg über die Zugbrücke, den Abt nahmen wir mit.

Auf halber Strecke begann es zu schneien. Suko hatte die Führung übernommen. Durch Handschellen war er mit Don Alvarez verbunden. Als wir schließlich das Dorf erreichten, war von unserem Wagen nichts mehr zu sehen. Eine dicke Schneeschicht bedeckte ihn.

Juan Ortega wollte, daß wir noch blieben, doch ich war dagegen. Wenn wir noch länger warteten, dann war die Schneedecke wahrscheinlich bald so dicht, daß wir nicht mehr weiterkamen.

Juan Ortega sagte zum Abschied: »Ich werde meinen Vater in aller Stille begraben lassen. Niemand soll wissen, wie er umgekommen ist und was in dem Kloster geschah.«

Es war mir recht, daß er so dachte. Auch ich wollte keinen Wirbel. Die Gefahr, die Aeba heraufbeschworen hatte, war vorerst gebannt.

Don Alvarez wurde tatsächlich in eine Irrenanstalt eingeliefert. Als das geschah, waren wir längst wieder in London und kümmerten uns um andere Fälle, denn die Mächte der Finsternis schlafen nie.

ENDE